

Frank Rawel

# Memoiren eines altklugen Kindes

(C) Frank Rawel 2014/2026 / 2. überarbeitete Auflage

Bevor die Eule der Weisheit in der Dämmerung ihren Flug beginnt, haben die kurzsichtigen Hühner der Erinnerung längst ihre harten Eier gelegt.

So ist es auch mit dem untergegangenen Land meiner Kindheit.

Wie weit ist der frühen Sorglosigkeit zu trauen, wie weit der späten Verurteilung?

In Erinnerungen leben - ist das nur etwas für in Wirklichkeit Leblose?

Was bringt das Mistgabeln im Kompost der Zeit?

Womöglich gar nichts.

Aber das werden ich und der Leser erst am Ende wissen.

Wenn es denn eines gibt.

# Geschichte als Sport

Der pädagogische Eindruck, der beim Kind dadurch hinterlassen wird, dass ein Lehrer sowohl Geschichte wie auch Sport unterrichtet, ist kein günstiger.

Schlachten und Revolutionen, so musste ich schließlich folgern, stehen der Leibesertüchtigung nahe, qualifizieren den Punktestand.

Andererseits war vielleicht auch noch nicht so viel Geschichte aufgelaufen, dass sich ein Lehrer ausschließlich damit beschäftigen müsse. Der Mann war nach den paar Tausend Jahren noch nicht ausgelastet.

Es konnte aber auch sein, dass Geschichte etwas Nichtintellektuelles ist und damit zum Brüllaffen aus der Turnhalle gehört.

Denn ein solcher war unser Sportlehrer. Oder Turnlehrer. Ich hatte schließlich einen Turnbeutel, und Turnvater Jahn hatte den Mist erfunden. Es gab ja sogar Sportgeschichte.

In spätestens zweihundert Jahren würde sich ein Geschichtslehrer nicht noch mit anderen Mätzchen abgeben können. Zu viel wäre geschehen. Allein die viele Fortschritt. Die Erde wurde immer sozialistischer und kommunistischer. Dazu die vielen Persönlichkeiten, deren bedeutendste in besonderen Grabstätten ziemlich raumgreifend verehrt wurden. Stundenlang musste man bei Lenin am Mausoleum in Moskau anstehen. Sie kriegten alles so hin, dass es mit Anstehen war.

Ich dachte mir, dass pro Jahrhundert schon so fünf, sechs Supergute sterben, die dann ihre Geburtstage haben und Todestage und Ruhmestage - wir würden vielleicht gar nicht mehr zum Turnen kommen.

Was mir recht wäre.

Ich turnte nicht nur ungern, auch schwamm ich ungern, rannte ungern und spielte ungern Ballspiele. Ich würde also, da der Zeremonienmeister der Qualen am Lehrertisch stand, auch ungern Geschichte machen.

Sport und Geschichte kombiniert ergibt bei einseitig geistig Fitten ein Gefühl des Abseits, um einen Sportbegriff sinnstiftend zu verwenden.

Das Tolle am konkreten Geschichtsunterricht für meine Generation war, dass er nach vorne bereits ziemlich fertig verfasst war.

Zwar war der Sieg des Kommunismus jahreszahltechnisch nicht festgelegt, aber es wurden den stöhnenden Jahreszahlen lernenden Kindern verheißen, dass es eines Tages keine weiteren Jahreszahlen mehr zu lernen gibt, weil mit dem Eintreten des Kommunismus ein endloser Zustand von Friede und Freude und auch dem einen oder anderen Eierkuchen eingetreten wäre.

Auf diese Verheißung werde ich des Öfteren zurückkommen, denn in meiner Erinnerung war es wirklich eine.

Ich war ja ein Kind.

Andere Kinder aber offenbar nicht.

Denn sie rümpften die Nase, was man nicht sah.

Ich weiß übrigens bis heute nicht, wie das Rümpfen der Nase im Einzelnen funktioniert und aussieht.

Aber sie rümpften.

Die verschlagenen Ideallosen.

Sie wussten nichts vom Ende der Geschichte, weil sie es besser wussten. Von Eltern, Westfernsehen und vielleicht einer geerbten Bauernschläue, oder sogar Arbeiter- und Bauernschläue.

Es musste doch aber mit der menschlichen Geschichte ein Ende nehmen, so wie man auch im Sport nicht ewig neue Weltrekorde aufstellen kann. Irgendwann ginge es nicht mehr höher, weiter, schneller, pirouettiger, rhythmisch-sportgymnastischer, und alle würden nach Hause gehen und sich ausruhen.

So spukte es in meinem Kopf, von jeher.

Warum, fragte ich mich aber unentwegt, waren die Sportlehrer so häufig auch Geschichtslehrer? Wollte man die geistige Bescheidenheit der sportlichen Ertüchtigung intellektuell kompensieren, damit die Sport/Geschichte-Lehrer ausgeglichene Persönlichkeiten wurden?

Ein paar Mal trat unser Lehrer, wohl unter Zeitdruck, sogar im Trainingsanzug zum Geschichtsunterricht an. Er war dann auch in etwa so laut wie in der Sporthalle. Der Trainingsanzug wirkte sozusagen noch leicht weiter.

Ein bisschen schien er mir auch von diesem Schweiß-und Ledergeruch mitgebracht zu haben, der in der Sporthalle hing. Ein leicht frivoler, unanständiger Geruch der Erschöpfung und Ekstase. Roch es nach Geschichte in der Sporthalle oder nach Sport im Geschichtsunterricht? Wer wollte das mit Sicherheit sagen?

Ich reimte mir zusammen, dass Geschichte irgendwie auch Sport war.

Sport war gebändigte Gewalt, Geschichte ungebändigte.

In beiden Sparten ging es um Kondition und Ranking.

Intellektuell übrigens kam das Fach Geschichte unserem Sportlehrer, wollen mal sagen, nicht sehr entgegen.

Er war mehr so der Trillerpfeifentyp.

Oft schaute er im Geschichtsunterricht sehnsüchtig aus dem Fenster hinüber zur Turnhalle, wo man viel besser herumbrüllen konnte.

Ein Kind mit einem Puls unter 150 schien ihm nicht recht ausgelastet.

Aber irgendeiner musste nun mal Geschichte unterrichten.

Vielleicht aber wollte man in den Geschichtsunterricht ganz ausdrücklich einen Menschen der sinnlosen Tat stellen.

Es hatte einen geschichtsphilosophischen Beweggrund, eine Aussage quasi, derer sich die Träger der Aussage nur nicht bewusst waren.

Die menschliche Geschichte bewahrte sich in der drahtig-knuffigen Figur unseres Sport / Geschichtelehrers das Urwüchsige, Grobe, das ihr eigen zu sein schien.

Darwin, wie wir ihn verstanden, ließ durch unseren Sport/Geschichtslehrer grüßen.

Der Lehrer war auch klein, wie Napoleon oder Alexander, und musste demzufolge alle Komplexe besitzen, welche von jeher die Geschichte befeuern.

Wenigstens kam im Geschichtsunterricht die Trillerpfeife nicht zum Einsatz.

Alle Spiele waren da ja auch entschieden.

Zu jedem Zeitpunkt der Menschheitsgeschichte saßen wir in der richtigen Fankurve. Spartakus-Sklavenaufstand, Bauernkrieg, Märzgefallene, Pariser Kommune – alles nur Vorgruppen für unseren Auftritt im siegreichen Sozialismus!

Das machte den Geschichtsunterricht sehr übersichtlich, und es war eigentlich unmöglich, bei dieser klaren Orientierung eine Fünf zu fangen.

Obwohl ich heute, was den geschichtlichen Verlauf der Dinge betrifft, schlauer bin, bekam ich damals gute Noten und würde mit meinem heutigen Horizont durch eine damalige Prüfung rauschen. Immerhin habe ich DAS gelernt.

Unseren Geschichtsunterricht darf man sich auch nicht gar zu platt vorstellen.

Es wurde damals durchaus noch Wert auf das Lernen von Jahreszahlen gelegt.

Das schien unserem Geschichtslehrer sogar entgegen zu kommen, eben als eine Art Sport.

Hirnjogging sagt man heute.

Damals hieß es Büffeln oder Pauken. Verbunden immer mit dem Bekunden der politisch korrekten Perspektive. Bekenntnisjogging.

Umgekehrt hatte der Sportunterricht eine fatale historisch-politische Komponente, wenn wir dort so genannten Völkerball spielten.

Mittels eines der hassenswertesten Gegenstände des Universums, des Medizinballs.

Soll es heute auch noch geben, höre ich. Die Völker kommen halt nur sehr langsam voran.

Der Medizinball hat, würde ich kurz zusammenfassend sagen, schon frühzeitig meine Bandscheiben ruiniert.

Eine lederne Kanonenkugel.

Mit ihm hätte man wahrscheinlich nicht nur Fensterscheiben einschmeißen können, sondern sicher auch, wenn man es darauf hätte ankommen lassen, die Wände unserer alten Turnhalle.

Der Medizinball ist Propaganda fürs Vollfressen, denn die Handhabe fällt grundsätzlich adipösen Kindern leichter, da das Ballgewicht im Verhältnis zum Körpergewicht ein geringes ist. Bei mageren Kindern wie mir entstand schon beim Aufheben eine Unwucht. Und mit ihr Wut auf den Medizinball, auf Völkerball und alles Volk um mich herum. Ich fühlte mich wie Atlas, der den Erdball trägt.

Dieser Ball war, das wusste ich, alles andere als Medizin.

Im Spiel „Völkerball“ ist es auch ganz eindeutig Munition. Konnte man Munition als Medizin bezeichnen? Müsste man im Geschichtsunterricht mal fragen.

Warum spielten wir nicht Federball wie zuhause auf dem Hof unseres Mietshauses?

Nicht, dass ich mich vor Gefahren drückte. Ich hatte das Federballspiel bedeutend riskanter hinbekommen, seit ich einen kleinen Stein in die Spitze des Federballs drückte. Der Federball flog nun drei Mal so weit und tat zehn Mal so viel weh, wenn man ihn abkriegte. Dies nur als Zeichen meiner Gewaltbereitschaft, wie man sie von einem „richtigen Jungen“ erwartet. Ich ließ mich ja gar nicht lumpen und muss dies dem Verklärungswillen des Alten, der aufschreibt, entgegen werfen.

Wie einen Medizinball.

Wenn ich doch damals gewusst hätte, was ich heute weiß, nämlich dass der Medizinball eine US-amerikanische Erfindung ist! Es wäre ein Leichtes, sich mit diesem Verweis aus ideologischen Gründen seiner erfolgreich verwehren zu können. Ich hätte die Ideologie als Medizinball gegen den Lehrer einsetzen können. So funktioniert nämlich das serienmäßig mitgelieferte Gift jeder Ideologie. Man kann sich gegenseitig sogar mit einer Lehre vom wahren Frieden schmerzhaft bekriegen.

Einmal waren wir alle abgelenkt vom Völkerballspiel, und dies peinlich berührt bis amüsiert, weil nebenan ein am Barren turnender Junge aus der zehnten Klasse unübersehbar eine Erektion hatte. Es fiel mir schwer, mich auf den heran fliegenden Medizinball zu konzentrieren, und der haute mich um. Das Gelächter kannte keine Grenzen, und ich hatte durch die unerhörte Wucht mindestens zwölf Jahreszahlen für den Geschichtsunterricht vergessen.

Sportstunden waren für mich ganz allgemein Stunden des Schmerzes und Versagens.

Auch die wunderbare Anlage zur Begeisterung für Fußball wurde dadurch in ihrer Entfaltung gehemmt, dass ich zur aktiven Betätigung in dieser Ballsportart in rohester Weise genötigt wurde. Zwar wurde Fußball erfreulicher Weise nicht mit dem Medizinball gespielt. Aber die Spieler-Auswahl hatte etwas unangenehm Sozialdarwinistisches, Völkerballistisches.

Irgendwelche Alpha-Affen auf jeder Seite durften sich nacheinander Spielkameraden aussuchen. Zum Schluss blieben immer ich und ein anderer Körperklaus übrig, den ich allein deshalb halb als Freund gewann.

Obwohl uns nichts anderes verband als Nichtkönnen.

Indes ist dies keine schlechte Basis für Freundschaften.

Schon wieder wird der westliche Leser feststellen, dass es so schrecklich viel anders bei ihm auch nicht zugeht. Oder konnte man Sport dort abwählen? Später Neid zerfräße in diesem Fall meine Seele.

Wir zwei Übriggebliebenen hätten uns ausgestoßen fühlen können, wenn man uns nicht zur Auffüllung des Kaders stückzahlmäßig gebraucht hätte.

Natürlich wurde ich Verteidiger, was dazu führte, dass in Sportunterrichtsfußballkämpfen faktisch keine Verteidigung existierte. Allein unsere physische Präsenz in Höhe mal Schmale konnte mitunter die Flugbahn des Balls stören, was für uns Passivverteidiger oft schmerzhaft war.

Wenn man Glück hatte, war es so schmerzhaft und gehirnerschütternd, dass man das Gelächter der Anderen nicht hörte, sondern nur einen Pfeifton in der Schläfe (der später in diesem Buch als Begleitton des Fernsehtestbildes wiederkehren wird).

Lachten denn auch die Mädchen? Bis heute frage ich mich, was die Mädchen aus unserer Klasse getrieben haben, wenn wir Jungens Fußball spielen mussten. Ich weiß es nicht mehr, vermutlich als Spätfolge der vielen Gehirnerschütterungen.

Synchronschwimmen?

Schwebebalken? Auf irgendeine Weise werden die sich sportiv auch gemobbt haben.

Es ist ein Wunder, dass sich meine heutige Freude am Fußball nicht durch schwarze Pädagogik früh hat ersticken lassen!

Heute weiß man ja, dass es ein unverantwortlicher Missbrauch war, musisch sensible Knaben in einen ruppigen Strafraum zu stellen. Von Anfang an hätte man uns mehr das Zuschauen schmackhaft machen müssen, wenn dem Bildungswesen an einer Restsympathie für sportliche Betätigung gelegen wäre.

Als einzige Genugtuung blieb, dass niemand, aber auch wirklich niemand aus meiner alten Schulklasse ein Spitzensportler geworden ist.

Was mich ebenso wenig wundert wie die Tatsache, dass niemand Geschichte schrieb.

Es ist nicht einmal sicher, ob alle so gute Zuschauer wurden wie ich.

Gegen den Sport/Geschichtslehrer gelang es mir übrigens einmal, meine Eltern aufzuwiegeln. Der von zu viel Sport und Geschichte nun mal etwas verkommene Mensch hatte mich unter Zeugen an den Ohren gezogen. Diese körperliche Züchtigung war selbst in dem Land, wo alles getan wurde für die Jugend, zu viel der Zuwendung.

Ich tat natürlich so, als wäre mir das Ohr halb abgerissen worden. Es war ein seltener Moment der Genugtuung abseits der verordneten Genugtuungen.

Ich glaube, der Lehrer musste sich tatsächlich bei meinen Eltern entschuldigen, obwohl es, genau gesehen, meine Ohren waren, die er gezogen hatte und er sich nie bei mir entschuldigt hatte, sondern stattdessen die Toleranz in der Beurteilung von Geschichtsaufsätzen ab sofort zu meinen Ungunsten ausnutzte.

Lassen wir ihn.

Schlimm genug, dass ich ihn, den längst Vergessenen, wieder bekannt gemacht habe.

Sport und Geschichte waren also die Gewaltfächer.

Literatur und Staatsbürgerkunde jene über die Macht des Wortes.

Ebenso gehörten, noch sinnfälliger, Biologie und Chemie zusammen wie auch Mathematik und Physik.

In singulärer Verlassenheit versuchte nur ein einfähriger melancholischer Musiklehrer, uns und unser Gemüt zum Klingen zu bringen. Leider besaß er das Talent, mein Interesse in der Pause für das Klavier im Unterrichtszimmer als beabsichtigtes Randalieren fehl zu deuten und mit dem elternunterschriftspflichtigen Eintrag „Frank bearbeitet das Klavier“ seinen einzigen Verbündeten in unserer Klasse auch noch zu verprellen.

Heute bedauere ich bitter, so furchtbar schlecht Noten lesen zu können.

Ich hätte mich eben von meinen Lehrern emanzipieren sollen.

Aber das wurde nicht vermittelt

# Quiz am Kinderwagen

Sicher bin ich darin, dass ein Kind von sich aus noch nicht weiß, dass Menschen lügen. Das Kleinkind sieht nicht die geringste Veranlassung, in solchen Kategorien zu denken. Es schämt sich für keines seiner Bedürfnisse. Es fordert direkt, was es will. Es ist dies übrigens eine Art von Glück.

Das Kind ist dann aber auch nicht unbedingt enttäuscht oder verbittert, wenn es die Erfahrung macht, dass Menschen lügen.

Es fragt sich in seinem ständigen Lernenwollen lediglich, ob es hier etwas zum Lernenwollen gibt. Etwas, das man brauchen kann, sobald man aus dem blöden Kinderwagen rauskommt. Ganz pragmatisch.

Interessant war es zum Beispiel, zu lernen, dass Erwachsene gerne Fragen stellen, obwohl sie die Antwort schon haben. Das war noch nicht direkt lügen, nur insofern, als es eine Lüge war, vorzugeben, auf eine Antwort aus zu sein.

Die Einstiegsdroge in die Lügenkarriere würde ich es nennen. Lüge light.

Die dämliche Frage lautete „Na, wo isser denn?“

Zum Glück konnte ich noch nicht so gut deutsch. Ich hätte vorzeitig an der Menschheit verzweifeln müssen.

Erstens sahen sie mich doch vor sich und wussten ergo, wo ich war. Zweitens war ich selbst der Letzte, der mehr wissen konnte als ein „Hier bin ich.“

Und wer hatte was gewonnen mit der Klärung dieser banalen Frage?

War es nicht viel spannender, zu erkunden, wie dieses Dingens klapperte, das quer durch den Kinderwagen gespannt war? Was für ein hübsches Muster doch die Bettwäsche hat? Wo wächst das, was da aufgedruckt ist?

Ich habe mir vorgenommen, niemals einem jungen Erdenbürger diese blöde Wo-isser-denn-Frage zu fragen, sollte ich mal wieder gebeten werden, an einen Kinderwagen heranzutreten.

Andererseits muss ein Säugling auch lernen, dass immer das Falsche gefragt wird.

Das Kind muss lernen, wo es ist, nämlich, unter anderem, in einer Welt der bescheuerten Fragen.

Der platte Witz, an welchem sich ein ausgewachsenes Gehirn tatsächlich hätte erfreuen können, war natürlich, dass die Frage „Na, wo isser denn?“ gar keine richtige Frage war, sondern nur das Vorspiel zur mitgebrachten Antwort.

Es folgte doch auf das „Na, wo isser denn?“ nach ein wenig Schaukeln und Kichern stets ein „Na, da isser ja!“.

Na, da isser ja!

Wunderbar. Ich bin auf dem Planeten der Vollidioten gelandet.

Und ich habe sicher mitgespielt, war längst Teil des Systems.

Und wo isser wirklich?

Das ist nämlich das Entscheidende!

Darum geht ja das ganze Buch, Herrschaften!

Und wahrscheinlich das ganze Leben.

„Na, wo isser denn?“ wäre sogar die einzig richtige Frage, wenn man eben keine Antwort mitgebracht hätte.

Oder dem vielleicht daraufhin etwas weinenden Knaben gesagt hätte: „Wer weiß das schon so genau, mein Junge.“

Das Kind hat offiziell Riesenschwein gehabt, denn es ist im besseren Deutschland zur Welt gekommen. Wie so oft ist das Bessere kleiner als das Schlechtere. Aber immerhin. Was für ein Treffer! Gut gemacht, Mutti!

Wie leicht hätte ich aus dem Mutterleib direkt in die verrottete Ausbeutergesellschaft flutschen können, aber o Lottoglück, und ich habe es tatsächlich so empfunden - es wurde die Deutsche Demokratische Republik, der Arbeiter- und Bauernstaat, nebst befreundeten Schichten wie Intelligenz und Künstlern und, ganz wichtig, nichtberufstätiger Bevölkerung, wie wir sehen werden. Und es ist ein Kinderland, und dies in vielerlei Beziehung!

Wenn irgend etwas mal nicht klappte im besseren Deutschland, und so etwas konnte stündlich passieren, hieß es gern, dass dies eine Kinderkrankheit des Sozialismus war.

Zum Ausgleich zur Anfälligkeit für Kinderkrankheiten hatten wir um so ältere Staatenlenker.

Wahrscheinlich war auch die Vergreisung eine Kinderkrankheit.

Aus Solidarität mit meinem kinderkränklichen Vaterland bekam ich sämtliche bekannten Kinderkrankheiten, zuzüglich einer zünftigen Gelbsucht, die ausbrach, nachdem ich einen gelben Papierdrachen gemalt hatte.

Und beim Freundschaftstreffen auf dem Klo der russischen Schule in Schwerin saß und was angefasst haben musste.

Kinder waren gerade aber wirklich sehr gewollt und gefördert! Es war sowohl ein Reflex auf den Tod, der sich im Krieg über alle Maßen gelabt hatte als auch auf die Anforderungen einer Wirtschaft, in der noch wenig automatisiert war. Es nahmen zwar Maschinen die Arbeit ab, aber an jeder Maschine stand der Mensch, dem die Arbeit abgenommen worden war.

Dazu kamen jetzt noch viele Menschen, die die Maschinen entwickeln, bauen und reparieren mussten, die Menschen ausbildeten, damit sie die Maschinen bedienen konnten. Und diese Menschen alle mussten essen, wohnen und so weiter. Also konnte man gar nicht genug Kinder kriegen.

Denn sonst blieb nur noch eine rätselhafte Menschengruppe übrig, nach welcher eifrig in Stellenanzeigen und auf großen Tafeln vor dem Werktor gefahndet wurde: die „nichtberufstätige Bevölkerung“.

„Aus der nichtberufstätigen Bevölkerung suchen wir dringend und stellen ein...“ stand oft geschrieben und ließ mich in der Schule staunen. Denn als man uns dort in einem Kreisdiagramm zeigte, wie sich unsere Bevölkerung zusammensetzt, kam diese nichtberufstätige Bevölkerung gar nicht vor. Es gab Arbeiter, Bauern, Intelligenz, Selbständige, Rentner und Kinder und ein paar nicht eingezeichnete Verbrecher, die im Gefängnis saßen, aber dort ja auch arbeiteten. Ich sah sie selbst in Rostock, im Straßenbau.

Wo hielt sich aber die nichtberufstätige Bevölkerung versteckt? Und warum sollte sie die Tafel vor dem Werkstor lesen? Hatte sie nichts Besseres zu tun, als von Werkstor zu Werkstor zu wandern?

Als nichtberufstätig erschienen mir die Monopolkapitalisten im Westen.

Sie trugen in politischen Karikaturen altmodische Anzüge und auch mal einen Zylinderhut oder eine Melone. Sie waren auch meistens dick und rauchten Zigarren. Zu richtiger Arbeit wahrscheinlich gar nicht mehr zu gebrauchen.

Allein deshalb, dass man nie jemanden auf der Straße sah mit Zylinder- oder Melonenhut, nahm ich lange an, dass sich in meinem Land auch niemand mehr solche Hüte aufsetzen und ergo auch kein Kapitalist sein wollte.

Schon gar nicht nach dem Krieg.

Die so genannten Kriegstreiber hatten sich zum Glück alle im schlechteren Deutschland in einer Kleinstadt namens Bonn zusammengerottet.

Dort würden sie noch übermorgen ewig gestrig sein.

Man sprach auch von den Bonner Ultras.

Das Wort „Ultra“, dessen Sinn ich bis heute nicht richtig verstehe, gab ihnen etwas Verstrahltes, denn ich hatte irgendwann von den ultravioletten Strahlen gehört. Sie verursachten, dass man braun wurde. „Aha“, dachte ich.

Und fühlte mich mindestens ultraklug.

Bei ultraviolettem Licht, ich will ja die Abschweifungen nicht vernachlässigen, leuchteten bald die ersten Nylonhemden. Mit solchen geheimnisvollen UV-Lampen würde man bei den Bonner Ultras sicher auch den alten Geist durchschimmern sehen.

Die Nylon-Hemden waren überaus begehrt, mochte man darin schwitzen, wie man wollte, und mit Dederon war auch bald ein Ersatzstoff gefunden, der in seinen Schweißeigenschaften dem Nylon nicht nachstand.

Aus Ärger, eine so winzige Hauptstadt wie dieses Bonn zu haben, verortete das von Bonner Ultras korrumpierte Westradio unsere Führung rachehalber gern im ebenso popligen Pankow, obwohl uns halb Berlin gehörte.

Das fand ich lächerlich.

Allerdings bemerkten schon wir Kinder, ob altklug oder neudumm, dass die, wenn man so will, Nicht-Ultras unserer klugen Führung bei so gut wie keiner Gelegenheit in irgendeiner Weise leuchteten, von Schwitzen ganz zu schweigen.

Aber Walter Ulbricht, so hörte ich, war ein herzensguter Mensch.

Das Walterchen, wie wir ihn hier ja schon einmal eingeführt haben, war, was er, wie alte Männer so sind, unermüdlich wiederholte, ein „Freund der Jugend und Förderer des Sports“. Das kam fast jede Woche. „Freund der Jugend und Förderer des Sports“.

Als Freund der Jugend starb Ulbricht übrigens ausgerechnet zu den Weltfestspielen der Jugend und Studenten 1973. Das war nicht unbedingt prinzipientreu.

Zurück aber wieder in die Zeit der Blüte seiner Mittelmäßigkeit und den unabkömmlichen Feindbildern.

Wollte man damals die Bonner Ultras synonym angiften, bezeichnete man sie auch mal gern als „Bonner Spalter“. Was wie eine Kartoffelsorte klingt, deutet auf etwas hin, was heute jüngere Menschen oft nicht glauben, worin sich, nebenbei bemerkt, einmal mehr das Verhängnis der 2D-Geschichtsschreibung zeigt.

Wir Guten im besseren Deutschland wollten nämlich damals die deutsche Einheit und sagten das laut bei jeder unpassenden Gelegenheit!

Die Hauptgeschäftsstraße in Schwerin hieß „Straße der Nationalen Einheit“. Wo gab es dergleichen wuchtige Lippenbekenntnisse im Westen?

Nun, die Straße, die heute überflüssig ziellos Mecklenburgstraße heißt, endet am Pfaffenteich, der seinen Namen durch die Zeiten gerettet hatte. Mich hatte als Kind oft gewundert, warum er nicht längst Parteisekretärs- oder Pionierleiterteich hieß.

Wahrscheinlich, weil es ein Teich war.

Es gab jedenfalls allerhand weitere gesamtdeutsch-nationale Absichtsandeutungen.

So waren alle Parteien unseres Landes auf das Engste zusammengeschnürt zur „Nationalen Front“.

Ausgeschrieben hieß das „Nationale Front des demokratischen Deutschland“, abgekürzt im Alltag gern zu „Nale Front“, denn Zeit ist zu meiner Zeit zwar nicht unbedingt Geld, aber man muss etwas nicht gewichtiger machen als es ist.

Selbst „Nale Front“ klingt immer noch bisschen viel aktionistisch wegen dem „Front“ hinten.

Es blieb Zeit ihres Bestehens völlig offen, an welcherlei Front da gedacht war.

Man kämpfe, hörte ich, an vorderster Front für den Frieden. Aber es war doch Frieden, an vorderster wie hinterster Front.

Das Wort „Kämpfen“ war an die Gegebenheiten des Friedens angepasst worden.

„Kämpfen“ konnte zum Beispiel auch sein, dass man irgendwo in einem Büro herumsaß, solange dieses nur in irgendeinem Kampfprogramm stand.

Dass man ein feines Sprachgefühl brauchte, um sich immer in Kampfposition zu definieren, kam mir entgegen.

Es forderte die Fantasie heraus.

Man konnte zum Beispiel auch darum kämpfen, pünktlich zu sein.

Tatsächliche, physische Kämpfe in der großen Hofpause sabotierten den Kampf um vorbildliche Disziplin.

Mit einer Mischung aus Einordnung und Erkundung lernte ich die Sprache vom Kämpfen.

Aber nicht, um in ihrer virtuosen Handhabung Karriere zu machen, sondern weil ich glaubte, mittels der friedlichen Nutzung der Verlogenheit eine Gesellschaft zu gestalten, in der sich niemand fürchten muss, solange er die richtigen Worte weiß.

Kämpfen täte dann nicht weh.

Zwischendurch erfuhr man, in welcher verlogener Sprache die westlichen Medien die Massen über ihre tatsächliche Lage täuschten und vom Klassenkampf abhielten.

Es ist so einfach, Ausbeutung aufzuzeigen. Und das Durchschauen derselben stärkte den eigenen Begriffsapparat der Schönrede.

Da ist sich schwer hinein zu denken, höre ich.

So schwer ist das gar nicht. Schauen Sie sich einfach mal in Ruhe Werbung an. Wie oft wird Ihnen ein Nachlass versprochen oder dass Sie etwas gratis bekommen. Rational wissen Sie, dass der Verkäufer nichts verschenkt, sondern Gewinn macht. Anders könnte er gar nichts existieren. Jede Anzeige lügt. Weder sparen Sie beim Sparangebot noch bekommen Sie zwei Packungen, obwohl sie nur eine bezahlen. Sie haben beide bezahlt, und der Verkäufer hat noch verdient.

Aber Sie wehren sich nicht gegen diese offenkundigen Lügen, sondern versuchen, sich in Ihnen zum maximalen eigenen Vorteil zu orientieren.

Und irgendwann reden Sie selbst von Schnäppchen, ohne nachprüfen zu können, ob es eines ist. Sie sind dann Teil eines irrationalen Sprachsystems geworden, eines Systems, das sich ganz allein daraus behauptet, dass es funktioniert.

Nun funktionierte zwar der Sozialismus nicht ganz so glatt wie eine gut geölte Shopping Mall, dafür versprach er auch nicht so viel, sondern rief in einem fort zum Kampf, um das Nichterreichte vielleicht doch schon bald zu erreichen.

Aber die Mechanismen der Gewöhnung und des Sicheinordnens sind exakt die Gleichen.

Menschen ändern sich nicht.

Die „Nale Front“ war in allem eine sehr maßvolle Veranstaltung. Sie organisierte ausgesprochen platte und zivile Angelegenheiten wie etwa den Frühjahrsputz oder ein Rollerrennen am 7. Oktober, dem Nationalfeiertag.

Ich hätte übrigens ein solches einmal beinahe gewonnen, aber ich stürzte im Finish schwer. Bei der Nationalen Front waren die Siebprämie jedoch bescheiden genug, um darüber nicht zu weinen, dass sie mir entgangen war.

Die Menschen liefen also, obwohl von den Bonner Spaltern gespalten, ganz unaufgeregt die „Straße der Nationalen Einheit“ hoch und runter, ohne sich im Mindesten Gedanken zu machen, die über unmittelbare Zwecke hinausreichten.

Es war wie mit dem Wo-isser-denn-da-isser-ja. Es bedeutet nichts, was oft genug gesagt wird.

Man musste in der „Straße der Nationalen Einheit“ sehr viel mehr aufpassen als heute, da sie anders heißt, weil sie damals keine Fußgängerzone war. Fußgängerzonen kamen bekanntlich erst auf, als es keine puren Fußgänger mehr gab.

Durch die „Straße der Nationalen Einheit“ rumpelte die Straßenbahn der Linie 2, die damals zwischen Krankenhaus und Friedhof pendelte. Der Zug des Lebens also.

Ich auf der Strecke also am Anfang.

Bevor Fragen nationaler Bedeutung auf mich einprasseln konnten, war ich lange Zeit nichts als ein gesundes Baby und Kleinstkind.

Meine Eltern bekamen dank meiner physischen Präsenz und Vorzeigbarkeit bessere Lebensmittelkarten. Viel später gab es sogar tausend Mark pro Kind. Leider zu spät, damit konnte ich zu meinem Erscheinungszeitpunkt noch nicht dienen. Sie hätten sie sich redlich verdient.

So um ein Jahr nach meiner Geburt war auch leider Schluss überhaupt mit den Lebensmittelkarten.

So richtig gerechnet hatte ich mich also zunächst nicht.

Aber man ließ es mich nicht merken.

„Ja, wo isser denn?“

Ich musste mir also einen Überblick verschaffen.

In Leipzig um 1959 krabbelte ich dazu einmal auf das Fensterbrett unserer im höchsten Stockwerk des Altbaus gelegenen Wohnung.

Meine Mutter kam zum Glück gerade des Weges, stürzte nach oben und rettete mich vor all zu viel Erkenntnis.

Jetzt wollen wir dafür mal Einiges nachholen.

# Optionen

Ende der Fünfziger stellte die junge Mutter im Allgemeinen und meine Mutter im Besonderen den Kinderwagen unbekümmert vor dem Kaufhaus ab, um sich ungestört am gleichwohl überschaubaren Warenangebot zu orientieren.

Ich war dort, allein gelassen vor dem Kaufhaus, theoretisch zu haben.

Abgesehen davon, dass damals keiner scharf darauf war, ein Kind durchzufüttern - aber man hätte mich mühelos entführen können. Oder wenigstens vertauschen.

Natürlich ahne ich nichts von derlei Chancen oder Risiken. Ich werde nicht einmal bemerkt haben, dass die Mutter kurz abwesend war.

Ich fand vielleicht nur die Geräusche aufregend. Die quietschende Straßenbahn, auch mal Pferdehufgeklapper, Pfiffe des Verkehrspolizisten auf der Kreuzung und dergleichen.

Vielleicht war von alledem auch gar nichts zu hören, weil ich selber schrie.

Oder das Baby nebenan im Wagen schrie noch lauter als ich.

Wer ins Kaufhaus wollte, musste durch eine Brüllzone.

Nehmen wir kurz mal an, das Baby im Wagen neben mir stammte aus einer auch inhaltlich ganz anders orientierten Familie als meiner, aus einer systemkritischen, christlich gebundenen

Akademikerfamilie zum Beispiel. Sollte die zerstreute Professorgemahlin nach dem

Warenhausbummel versehentlich mich mitnehmen – nicht auszudenken! Oder doch?

Es würde sich in akademischen Kreisen sehr bald, abgesehen von äußerlichen Unähnlichkeiten, eine gewisse Lernschwäche und Faulheit meinerseits noch deutlicher bemerkbar machen als in meinem richtigen Zuhause. Dafür wäre ich im Gegenzug vielleicht zielstrebigter desillusioniert worden, dafür aber nicht von der mindestens ebenso illusionären Religion.

Aufgeflogen wäre die Sache natürlich schnell, wenn im Nachbarwagen ein Mädchen gelegen hätte. Aber wohin zurückbringen?

Womöglich gab es sogar ganz leicht mal einen Ringtausch! Allein die unterschiedliche Wertigkeit der Kinderwagen hätte zu Ungerechtigkeiten geführt. Oder ich wäre am Ende das einzig übrig gebliebene Kind, dass eine Mutter, welche auch immer, notgedrungen hätte mitnehmen müssen, wollte sie nicht auch noch kinderlos vom erfolglosen Ladenbummel heimkehren.

In Leipzig gab es auch noch die Option, dass mich zur Messe auch ein Ausländer hätte mitnehmen können...

Abbrechen!

Da kam meine Mutter auch schon aus dem Warenhaus. Wie die meisten in Eile, denn wenn ein Papa in den Fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts von der Arbeit nach Hause kam, sollte sozusagen das Essen vor den Füßen und die angewärmten Pantoffeln auf dem Tisch stehen. Kleiner Scherz.

Das mag sich der Papa des 21. Jahrhunderts immer noch wünschen, aber öfter als damals vergeblich.

Jedenfalls vertauschte man mich nicht, denke ich.

Obwohl... es wurde viel vertauscht in meinem Land. Eine riesige Tauschbörse war bisweilen die chemische Reinigung. Logistische Kinderkrankheiten. Es gab im Schadensfall die Staatliche Versicherung (Slogan „versichert – gesichert“), die einsprang, vielleicht.

Jede Diktatur wird durch die ihr eigenen Dysfunktionalitäten erleichtert und harmloser.

Nicht auszudenken, wenn meine Führung, die an der sehr treffend so genannten „Erfassung“ der Bürger sehr interessiert war, zur Handhabe von Strichcodes, GPS oder Chipkarten befähigt gewesen wäre!

Es war ein erfreulich deeskalierendes Element, dass das Erfassen des Bürgers vor allem durch Karteikarten und Heftchen, durch Markenkleben und Stempelchen erfolgte. Um trotzdem den Überblick über „unsere Menschen“ zu erhalten, gab es bekanntermaßen (und oft einzig bekanntermaßen) das Spitzelsystem der Staatssicherheit, eine gewaltige Allergiereaktion des Staatsganzen, ein fürchterlicher Staatsheuschrecken, denn selbst jene, die den Sozialismus aufrichtig heilen wollten, wurden als schädliche Keime bekämpft.

Ich bin sicher, dass eine Staatssicherheit, wenn sie alle Feinde ausgeschaltet hätte, irgendwann sich selbst als einzig übriggebliebenen Feind beargwöhnt hätte.

Und trotz des monströsen Apparates wussten die ständig Übererregten weit, weit weniger vom Einzelnen als es heute Google weiß. Nur, dass Google niemanden in real existierende Zellen einsperrt. Derzeit.

Die vertauschten Babys jedenfalls würde man heute mit einem DNA-Test leicht wieder richtig zuordnen können. Vielleicht sogar ganz anderen Vätern als bislang gedacht!

Wie viel DNA wir an die vielen, vielen Beitragsmarken geleckt haben!

Gewerkschafts-, Sportgemeinschafts-, Freundschaftsgesellschafts- oder sonstige Mitgliedsausweismarken, Spendenmarken, Konsumrabattmarken und so weiter und so fort! Da mochte so manchem Tag der prägnante Klebstoffgeschmack nicht von der Zunge gewichen sein! Ohne Spucke ging gar nichts.

Diese ganzen kleinen Kärtchen, Heftchen, Zettelchen, bis hin zur „Schulungskarte für Verkehrsteilnehmer“ wurden nach dem Einsturz unseres Karteikartenhauses von einer neuen Papierflut hinweg gerissen. Die neue Papierflut war großformatiger, denn Papier war nicht mehr knapp, das heißt, schade ist es doch um jeden Baum, nur ist das lediglich die Ansicht der Bäume und der so genannten Gutmenschen, die zur Strafe für ihre Utopie-Anfälligkeit verachtet werden. Ich schweife aber auch bei jeder Gelegenheit ab.

Alles aus dem Gestern ist mit dem Heute verklebt.

Ich überrunde mit den Abschweifungen immer wieder das kleine Baby, das ich war und bei dem ich doch anfangen wollte, um nach und nach alles zu erzählen.

Aber lassen wir mich in meinem Kinderwagen auch ein wenig schlafen. Kleine Kinder brauchen viel Schlaf.

Das Kind hat seinen Impfausweis, eine Sozialversicherungskarte, die Geburtsurkunde, einen protestantischen Taufschein sogar (der eines Tages teuer wird für mich) und noch ein paar winzige Akten.

Babybürokratie. Der ewige Papiermangel hielt sie ja, wie gesagt, kurz.

Wo war ich also stehengeblieben? An dem Moment, wo ich wieder losrollte. Meine Mutter hatte mit sicherem Griff meine Karre aus der Kinderwagenreihe ausgewählt und schob los, vielleicht leise das mangelhafte Warenangebot verfluchend. Der Sound der Zeit.

Dass ich im Wagen quäkte, war meist uninteressant.

Heute wird ja gleich gestillt. In einigen fortschrittlichen und besonders babyhörigen Stadtteilen Berlins kommen gleich beim ersten Schrei die Möpse raus und der Balg wird öffentlich sichtbar abgefüllt. Das hätten sie das mal vor einem Kaufhaus mal 1958 versuchen sollen. Öffentlich stillen! Warum nicht gleich Sex mit dem Fahrstuhlführer!

# Riesen und Zwerge

Erwachsene konnten unglaubliche Lasten heben und bewegen.

„Mein Vater kann sogar bis Hundert zählen!“, prahlte meine Schwester einmal vor anderen Kindern auf dem Hof.

Woher, fragte ich mich, hatte sie wieder dieses Exklusivwissen? Für mich hatte mein Vater nicht einmal bis Fünfzig gezählt. War ich mal wieder zurückgesetzt?

Das Kind ist immer eifersüchtig um jeden Zipfel Elternliebe.

Es war die größte Angst von uns Kindern, dass die Eltern nicht mehr gebunden blieben. Wenn mal, was selten geschah und im völligen Ausbleiben auch verdächtig gewesen wäre, ein Streit laut durch die Wand scholl abends, herrschte bei uns beiden im Kinderzimmer eine Stimmung wie am Fuße einer Vulkaninsel. Wird er uns verschütten, der Ausbruch?

Wir ahnten nicht, dass wir allein es waren, wir allein mit unserer bloßen Anwesenheit, die das Bündnis unserer beiden Riesen gleichermaßen festigte wie strapazierte. Denn für uns musste gesorgt, Geld verdient werden. Wir waren schließlich das Projekt.

Erwachsensein hieß ernst sein.

Gleichzeitig weniger weinen.

Meistens nur, offenbar eine Ersatzhandlung, beim Filmgucken. Und der Vater weinte nicht aus Prinzip.

Ein Prinzip ist eine Regel, die eine Regung ersetzt.

Natürlich lag es daran, dass wir den so genannten „Ernst des Lebens“ nicht kannten. Er gehörte zu einem weiteren aberwitzigen Widerspruch. Ich sollte nämlich „groß und stark“ werden, allerdings sei in diesem Zustand auch „der Spaß vorbei“.

Warum, fragen sich bestimmt viele Kinder, sollte man also das Erwachsensein anstreben?

Schon wieder aß ich widerwillig. Was Anderes wäre es gewesen, wenn Süßigkeiten groß und stark machten. Aber sie machten nur breit und schwach. Mich aber gar nicht, denn ich blieb klapperdürr, so viel Süßigkeiten ich auch in mich hineinstopfte. Was so richtig eigentlich nur Weihnachten möglich war und wenn der Bunte Teller entsprechend unbewacht war.

„Groß und stark“ war als Ziel für einen Schlaks eine eindeutige Überforderung.

Warum hieß es nicht wenigstens, dass ich „groß und klug“ werden soll?

Hoffentlich kriegten wir dann wenigstens nette Kinder.

„Ihr wisst ja gar nicht, was Hunger ist“, sagten die Erwachsenen oft und gern.

Und schimpften aber im gleichen Atemzug, wenn man nicht aufgegessen hatte! Wie sollte man herausfinden, was Hunger ist?

„Ihr sollt es mal besser haben!“, hieß es von früh und spät, und hatte man es mal besser, hieß es sarkastisch: „Euch geht es zu gut.“

Da sah man nicht durch.

Aber gewöhnte sich daran.

Wie kann es einem „zu gut“ gehen? Wenn das so verabscheuenswert war, wieso spielten meine Eltern so geduldig Lotto?

Es drängte sie bei jedem Genuss, an die Zeit ohne Genüsse zu erinnern.

Erst heute begreife ich, dass unsere Elterngeneration vom Zweiten Weltkrieg geformt wurde, und noch mehr von den mageren ersten Nachkriegsjahren.

Mit Härte durchkommen und dafür dankbar sein – das war so etwa ihre Maxime, die sich bald an der aufblühenden Verschwendungslust der Wohlstandsgesellschaft, die es auch ein bisschen rund um mich herum gab, stieß. Wir Kinder bekamen nun vieles, was den Eltern die Zeitumstände verwehrt hatten. Das machte sie zugleich stolz und verärgert.

Zum Erinnern gehört die Kunstfertigkeit, den Nachgeborenen nichts gegenzurechnen.

Die Erwachsenen konnten vielleicht nur deshalb nicht so albern sein wie wir, weil sie wussten, was Hunger ist. Irgendwas hatte ihnen den Spaß gründlich verdorben.

„Wir hätten es doch insgesamt ganz gut getroffen mit unseren Eltern“, sagte meine Schwester einmal zu mir. Taschengeldtechnisch war sicher Luft nach oben. Aber die Welt war zunächst einmal in der besten aller Ordnungen.  
Ich nickte, nach reiflicher Abwägung.

# Wir Wenigen

Mein Glück war jedenfalls gar nicht zu fassen.

War ich ausgerechnet in die glücklichste Zeit, welche die Menschheit je erlebt hat, hineingeboren worden! Noch dazu in das beste Deutschland aller Zeiten! So ein Zufall! Oder nicht?

Rund 2,8 Milliarden Menschen lebten in den späten Fünfzigern des 20. Jahrhunderts auf der Welt. ‚Es ist wahnsinnig voll‘, dachte man. In den Schulatlanten wurde die Fläche der Welt, in welcher die Ausbeutung beseitigt ist, immer größer.

Die Welt war also auf dem besten Wege.

Von Afrika, das auf breiter Front seine Koloniallast abschüttelte, nahm man mit erstaunlicher Gewissheit an, dass es demnächst zum sozialistischen Lager dazustoßen würde.

Heute denke ich, dass mein Land damals ideal auf Kinder und ihre Glaubensfähigkeit zugeschnitten war.

Und MUSSTE es nicht vorangehen? Wohin denn sonst? Gemessen an dem, was Deutschland gerade hinter sich hatte, war eigentlich alles Fortschritt.

Der Donner des Krieges hallte dunkel im Hintergrund.

Der Krieg war dafür verantwortlich, dass wir jetzt alles „Aufbau“ nannten. Auch wir selbst waren Aufbau. Bau auf, bau auf. Ohne Zerstörung kein Aufbau.

Manch einer verquatschte sich noch im Alltag und sagte „Parteigenosse“ statt „Genosse“. Der wurde korrigiert und gut.

Die Spuren des Krieges und sein Echo ängstigten uns überhaupt nicht. Es war einmal.

Was für ein Glück, Glück, Glück.

An unserem kleinen Mietshaus in Schwerin, nur zwei Wohnungen im Aufgang, und ausgerechnet diese einzigen Nachbarn waren streitsüchtig, war draußen auch noch ein dicker weißer Pfeil gemalt. Es stand sogar, was ich sehr typisch für mein Volk fand, „weißer Pfeil“ extra dran am weißen Pfeil. Erst später kapierte ich, dass es der Wegweiser zum Luftschutzbunker war.

Sehr angenehm wirkte auf mich, die väterlichen Großeltern besuchten wir dort oft, das zerbombte Dresden mit seinen riesigen Kahlschlägen in der Innenstadt. Das war angenehm luftig und frei, offen, großzügig, auch wild und belassen. So sollte eine Stadt sein!

Keine Straßenschluchten fingen den Ruß, sondern Hauszähne ragten aus Buschwerk und Gras, poetisch, magisch, vornehm morbid, schön für Menschen mit Sinn für das Groteske und Verwunschene.

Den Canaletto-Blick gab es immerhin auch noch, zu bestaunen kurz vor der Ankunft mit dem Zug (wenn kein Gegenzug die Sicht verstellte). Dresden – ein vornehmes Fragment mit feinen Menschen, die das Sächsische mit der Zunge poliert hatten.

Die Erwachsenen gingen unaufmerksam am ramponierten leeren Schloss im Dresdner Großen Garten vorbei. Ich war von ihm angezogen. Ein düsteres Geheimnis, etwas Opernhafes hing über ihm. So schön. Von den Menschen Verlassenes, an welchem Gras und sogar kleine Birken wuchern und der Sandstein traurig schwarz anläuft, betört mich noch heute. Das mittlerweile sanierte Schloss mit seinen properen Ausstellungsräumen hat keine Aussage mehr. Es ist leblos. Ich weiß, das klingt hart und paradox.

Dresdner, die den Feuersturm des Februar 1945 erlebt haben, hätten meine fatale Ruinen-Romantik ganz und gar nicht verstanden. „Ihr wisst gar nicht, was Feuersturm ist!“, hätten sie gesagt. Aber sie sagten wenig. Ich wusste auch, dass ich sie damit verstören müsste und behielt meine Eindrücke für mich, zumal sie für mich selbstverständlich wirkten. Über das Selbstverständliche, Gegebene denkt man immer wenig nach.

Das Aushalten des Morbiden, Beschädigten war ohnehin ein ganz typischer Charakterzug für uns alle.

Im Ohr habe ich zum Beispiel noch, und ich war höchstens erst drei, als ich es hörte, das Tropfen von Wasser durch die Zimmerdecke.

Es regnete eben rein.

Dächer, so nahm ich an, werden nun mal weich mit der Zeit.

Natürlich musste es irgendwo im Land auch Dachdecker geben. Schließlich wurde einer viele Jahre später sogar Staatschef. Unter seiner buchstäblichen Schirmherrschaft gab es dann ein staatliches Programm namens „Dächer dicht!“.

Als ich drei war, war noch nicht einmal die Parole da.

An allen alten Häusern bröckelte der Putz und man sah Einschusslöcher. Eigentlich fiel mir erst bei der abendlichen Rückkehr nach dem ersten Westberlinbesuch im November 1989 auf, dass erheblich was gemacht werden müsste an unseren Häusern. Es schien mir sogar so, als seien sämtliche Bauwerke während der vier Stunden, die ich in der Buntheit zugebracht hatte, plötzlich verfallen. Ein Hauseingang, in welchem überall der Putz abgeblättert war und Mauerwerk durchschimmerte, hatte für mich zu meiner Kindheit nichts Defizitäres. Niemand wohnte im Hausflur, niemand wollte das Haus fotografieren. Und es stand.

Sowieso war der Weltfrieden wichtiger.

Das Reinregnen in Leipzig war auf der einen Seite unangenehm, aber es verband uns auch mit dem Rest der leidenden Welt. Wo es reinregnete, war man nicht privilegiert.

Das änderte sich etwas, als mein Vater in Rostock eine Anstellung als Sportoffizier bekam und wir in einem Neubau wohnten, in dem es trocken war, dafür regnete es nun Neid der Alteingesessenen, die es noch lange viel schlechter hatten.

Die Wohnung mit den kleinen Räumen und auch noch Ofenheizung war ein Privileg, denn sie hatte zum Beispiel ein richtiges Bad. Ein Offizier war nun einmal mehr Arbeiter und Bauer im Arbeiter- und Bauernstaat als ein Arbeiter oder Bauer. Die Logik der Arbeiterbefreiung hatte sich bereits in vielen interessanten Details von der Logik als solcher emanzipiert.

Man muss, hieß es immer wieder, nur alles einordnen.

Richtig einordnen.

Man steht, auf festem Standpunkt natürlich, vor einem fertigen Regal und muss alles, was einem in die Hände fällt, nur in ein Fach legen. „Errungenschaft“ oder „Kinderkrankheit“, „Gegnerischer Umtrieb“ oder „gesellschaftliches Erfordernis“. Zum Lohn erhielt man Seelenfrieden.

Allerdings regnete es auch in dieses Regal hinein.

Den Nieselregen des Zweifels.

Mein Kindergarten, staunte ich einmal, als ich ihn durch Zufall bei „Immo-Scout“ im Internet wiedersah, hatte sich neu eingeordnet. In die Rubrik „Edle Villen“. Als Kindergarten war er übrigens wunderbar intakt. Eigentlich heimelig und schön, nur leider Pflicht.

Einen Stock höher, in der Gruppe der Kleinsten, verblieb tagsüber meine Schwester. Irgendwann musste ich sie, die dabei plärrte, in den Kindergarten ziehen, in den ich ja auch nicht wollte, aber es war meine Aufgabe, sie die letzten Meter ab Straßenbahnhalttestelle hinzuzotteln.

Ich zog mit Leibeskräften, obwohl es mich auch nicht zog.

So funktioniert ein Großteil der Welt.

Unser damaliger aber besonders.

Vorwärts immer. Und alles einordnen.

Problematisch wurde es immer dann, wenn man etwas problematisch fand.

Es gab im Übrigen Gründe, sich bei aller Unterordnung wichtiger zu fühlen, als es die Menschen heute können.

Wir waren damals weniger als drei Milliarden Menschen auf der Welt.

Die öffentlichen Verkehrsmittel waren für noch weniger Menschenmengen gedacht. Oder waren die Züge überfüllt, weil zu viele von den Wenigen unterwegs waren?

Die Planwirtschaft versagte auch hier planmäßig.

Je planvoller der Mensch sein will, umso mehr geht es drunter und drüber.

Und das schon bei so geringer Bevölkerungsdichte!

Wenn die Weltbevölkerung sehr bald neun und mehr Milliarden umfassen wird, lässt sich wahrscheinlich gar nichts mehr planen.

Merkwürdigerweise wirkte ausgerechnet das Pendant zur Planwirtschaft, der Kapitalismus, wie punktgenau geplant. Alles schien dort zu klappen. Damals war auch im Westen das Thema

„Arbeitslosigkeit“ noch keines. Der niedergehende Kapitalismus lief wie am Schnürchen. Womöglich ließen sie nur alles klappen, um uns zu ärgern. Außerdem waren sie viel mehr Leute drüben.

Wir waren einfach zu wenig. Und dann noch solche wie ich. Faul, mit zwei linken Händen, wie ich oft zu hören bekam. Armer Plan.

Dass es auf jeden Einzelnen ankommt, hörte ich. Auch das noch! Im Kapitalismus durfte der Einzelne ruhig ausfallen, als Drogentoter zum Beispiel. Der Laden lief trotzdem weiter. Bei uns durfte niemand unglücklich sein. So wenig waren wir.

Neben der offiziellen Basis-Glücklichkeit werkelte jeder in seiner Freizeit an seinem individuellen Zusatzglück.

So sehr nun grundsätzlich die Aussage der Aktivistin Frida Hockauf zu benicken war, dass wir morgen so leben würden, wie wir heute arbeiten, füllten meine Eltern, wie schon einmal kurz erwähnt, jede Woche ihre Lottoscheine aus. Für die Option, dass wir morgen besser leben könnten als wir arbeiten.

Manchmal durften auch wir Kinder an einer Bude in der Stadt Lose ziehen. Auch in den Losbuden saßen, weil es eine leichte Arbeit war, Lose zu verkaufen, oft die so genannten Kriegsversehrten. Sie sahen aus, als ob sie nicht an Glück glaubten.

Die Straßenlotterien waren für den Zoo oder, meistens, für das Nationale Aufbauwerk, abgekürzt NAW. Für das NAW gab es auch immer wieder freiwillige Arbeitseinsätze, so freiwillig wie Kinderzimmer-Aufräumen. Mit Loskäufen zu helfen, war angenehmer.

Mein Vater ging immer zu den oft sonabendlichen NAW-Extra-Arbeitseinsätzen, ohne darüber zu klagen, im Gegenteil. Es war ein Gemeinschaftserlebnis. Für den unbefriedigten Egoismus gab es ja immer noch die Lotterielose.

Man gewann meist ein, zwei Mark, reinvestierte sie in Lose, holte vielleicht noch ein Freilos heraus, dann war das Geld weg, im wiederum guten Zweck verschwunden. Und wir lebten einfach weiter so, wie wir heute arbeiteten.

Wenn wir die Lose zogen, hatte ich sowieso nicht die leiseste Vorstellung, was ich von einem größeren Gewinn hätte kaufen wollen. Und das hatte nichts damit zu tun, dass es nicht alles zu kaufen gab. Welcher Wunsch konnte über ein Fahrrad hinausgehen?

„Du hast ja nun so viel Geld, also brauchst du nicht zur Schule zu gehen.“ Nein, das war natürlich Quatsch. Es kann ohnehin kein Hauptgewinn sein, aus dem sozialen Leben aussteigen zu können. Ich hätte mir wahrscheinlich zuerst eines dieser neuartigen Kofferradios gekauft mit einer langen Teleskop-Antenne.

Was wohl hätte sich die Weberin Frida Hockauf gern gekauft, die freiwillig den Plan überbot? Man erfuhr nur, dass sie es „zu Ehren“ tat. Wie auch dieser Adolf Hennecke, Bergmann, endlich mal ein guter Adolf.

Ich stellte mir vor, wie die beiden so genannten Aktivisten der sozialistischen Arbeit nach ihren heldenhaften Sonderschichten wieder ganz normal zur sozialistischen Arbeit gingen. Konnten die das? Wieder mit normalem Tempo arbeiten? Wo doch jeder um sie herum tuschelte: guck mal, die kann, wenn sie will, doppelt so viel schaffen. Man hörte so gar nichts von den beiden. Vielleicht waren sie gleich nach der Sonderschicht in Rente gegangen. Oder sie waren auf Vortragstournee und würden irgendwann auch auf unserem Pioniernachmittag auftauchen. Zu Ehren des Planes würden sie doppelt so viele Pioniernachmittage schaffen wie etwa die ausgelaugten Veteranen des Widerstandes gegen Hitler.

Würde Frida Hockauf auf dem Rummelplatz ein Los kaufen?

Unvorstellbar.

Unvorstellbar war, dass eine dieser Märchenfiguren der Aktivisten in der eigenen Familie vorkommen könnte. Es waren Fabelwesen, die auf Litfaßsäulen lebten.

Den Spruch „So, wie wir heute arbeiten, werden wir morgen leben!“ kannte jeder. Aber manchmal lebten die Leute besser, als sie gestern arbeiteten. Und so gut, wie Adolf Hennecke arbeitete, konnte man wahrscheinlich gar nicht leben.

Ich wunderte mich, warum einfache Sachen, über die man nicht diskutieren musste, groß auf Plakaten standen. „Vorwärts zum VII. Parteitag!“ Ja, etwa rückwärts?

Viele mögen gedacht haben, dass die Plakate keine Wirkung hatten. Aber es gab sie doch. Es entstand zum Mindesten die Sehnsucht, sie einmal beim Wort nehmen zu dürfen, jene plakative Kopplung von „Leistung“ und „Einkommen“.

Den Knacks haben wir Ostdeutsche, glaube ich, alle bis heute weg.

Indem wir uns nämlich aufregen, wenn wir von Millionengehältern irgendwelcher Spitzenmanager hören. Leistung und Einkommen scheint uns da nicht zusammenzupassen. Wir haben die alte Idee noch in uns, dass Leistung und Haben zusammenpassen soll.

Und kaufen weiter Lose.

Damals bemerkte bereits das Kind, dass viele Menschen ihr Gehalt auch dann bekamen, wenn sie kaum angestrengt arbeiteten.

„Der arbeitet nicht, der ist Funktionär“, hörte das Kind und wollte, wirklich, auf keinen Fall Funktionär werden. Es musste, so viel begriff man schon, ein lebendiger Tod sein.

Der Rummelplatz mit den Karussells und dem Glücksversprechen der Losbuden fand seltsamer Weise stets auf ausgesprochen unbefestigtem Gelände statt. Wenn es ausgiebig geregnet hatte, spiegelten die bunten Buden in Pfützen, und wir mussten aufpassen, dass wir uns nicht nasse Füße holten statt eines Freiloses. Die Welt der bunten Glücksversprechen ist immer ein Sumpf.

Auf dem Rummelplatz steckten die Lose in winzigen Röhrchen, und ebenso winzig waren die Preise. Ein gefalteter Papiermond, den man fächerartig aufdrehte, bis das pausbäckige, grinsende Gesicht erkennbar wurde. Das Jojospiel, welches ein mit Geschick endlos auf und ab tanzender, aufgefädelter Kreisel war und eine erste frühe Suchterfahrung.

Die Erwachsenen führten uns auf den Rummelplatz wie auch in den gastierenden Zirkus, wobei sie deutlich erkennen ließen, dass sie selbst so schnödes Vergnügen nur mäßig schätzten, während wir Kinder aufgeregt hüpfen und uns hätten endlos vom Kettenkarussell herumschleudern lassen.

Wenn einem nicht schlecht geworden wäre.

Mein erster Traumberuf war der des Fahrkarteneinsammlers auf der so genannten Walzerbahn, auf der sich Gondeln drehten, sehr oft mit jungen Paaren. Der Karteneinsammler durfte als einziger während der Fahrt auf das Karussell auf- und von ihm abspringen. Die Paare in den Gondeln schienen hingegen darin gefangen zu sein. Der Ticket-Einsammler stand schnittig schräg auf dem auf und ab gehenden Boden und sprang elegant mit seiner Umhängetasche ab. Ein tolles Leben!

Was bedeutete in seinem Fall das Wort von den wertvollen Mitgliedern der Gesellschaft? Dass man seinen nützlichen Platz finden sollte? Der turnte nur elegant und gefährlich auf dem Drehdings herum und rauchte dabei. Er kam nicht weiter, drehte sich im Kreis. Konnte auch keine doppelt so schnellen Hennecke-Schichten fahren.

Mir war insgeheim klar, dass ich kein Rummelkarusselljunge werden durfte. Es wäre ein Rückschritt.

## Zwischendurch etwas Bohnenkaffee

Es ist, wie ich bemerke, heute nicht mehr möglich, jemandem seine Wertschätzung durch das Anbieten einer Tasse Bohnenkaffee auszudrücken.

Da hat man sich schließlich nichts abgeknapst.

Eine Tasse Kaffee kriegt man sogar in der Autowerkstatt, wenn man da mal ein wenig warten muss. Kaffee war aber damals ein besonderer Saft.

Wie Alkohol durften echten Bohnenkaffee nur die Erwachsenen trinken. Nur war er eindeutig knapper als Alkohol und bediente einen diskreten sozialen Rauschzustand der Vornehmheit.

Besonders Vornehme sagten „der gute Bohnenkaffee“.

Das war dann schon meistens „Westkaffee“.

Aber da wir leider keine Pakete absondernde Westverwandtschaft zum Melken hatten, mussten wir mit dem Bohnenkaffee zurechtkommen, der erhältlich war.

Gerade erst waren ja nun die Lebensmittelkarten abgeschafft worden, auf die es 125 Gramm Kaffee pro Monat gab, wenn es welchen gab.

Kaffee war leider eine ausgesprochen nichtsozialistische Pflanze, und mein Land konnte sich höchstens bei sich emanzipierenden Entwicklungsländern einschleimen, um günstig einzukaufen.

Die Röstkaffeeproduktion, so lese ich heute mit lindem Entsetzen, betrug zu meiner Geburt etwa ein Zehntel der Menge in den Siebzigern, obwohl es da in unserem Land immer noch zu Engpässen kam.

Wenn man nun vor diesem Hintergrund zur Kaffeetafel eingeladen war, etwa gelegentlich meiner bescheidenen Geburt oder Einschulung, ließ sich für Besucher an diesem Event ganz leicht ablesen, wie viel man als Besuch denn so wert war.

Man las es ganz ohne Esoterik im Kaffeesatz, durch den Blick in die Tasse.

Erblickte der Tafelgast leicht den Tassengrund, wurde ganz offenbar geknausert. „Den trinken sie wohl lieber selber“, mochte mancher Gast für sich denken beziehungsweise anschließend im Beisein der Kinder murmeln.

Die Kinder kriegten ohnehin nur Muckefuck und lebten dadurch viel entspannter.

Die Erwachsenen hätten zu gern im Küchenschrank nachgesehen, ob es dort nicht doch geheime Reserven gäbe, die dem Besuch vorenthalten worden sind.

War der Bohnenkaffee aber hingegen rabenschwarz gewesen und kräftig und gerne nachgeschenkt und noch dazu von guter Kaffeesahne getrübt, kam man gerne wieder und rühmte den Gastgeber und litt unter schlechtem Gewissen, wenn man es selbst nicht aufbieten konnte.

Und machte natürlich ein passendes Gesicht.

Diesen Gesichtsausdruck des Geehrtseins durch Darreichung schwer beschaffbarer Lebensmittel versuchten sie sogar viel später noch im Westfernsehen in der Kaffeereklame nachzustellen. Aber es war längst zu spät.

Mit Kaffee holte man irgendwann keine Extrapunkte mehr, schon gar nicht, seit Kaffeemaschinen und Thermoskannen aus Kaffeebohnen eine bittere Tinte fabrizierten, die im Überfluss in die Magenerweiterungen des Wohlstands floss.

Kaffee ist der große Image-Verlierer unter den Getränken.

Wie drückt man heute die Wertschätzung gegenüber Gästen aus?

Eigentlich gar nicht.

Auch ein opulentes Essen gehört zu den Selbstverständlichkeiten heutiger Gastgeberschaft. Wer es darauf anlegt, kann durch raffinierte Rezepte zeigen, was er bereit ist, für Gäste zu leisten, um aber, was wichtiger ist, damit selber zu prahlen.

Ich lernte: die Erwachsenen sind grundsätzlich unfähig, einander unbewirtet wertzuschätzen. Sie brauchten dazu diese Tassen mit was drin.

Getoppt wurde der Bohnenkaffee komplex nur noch von der Bereitstellung von Schlagsahne, welche nicht nur ebenfalls rar war, sondern auch noch von sehr schwankender Schlagfähigkeit. Wenn die Gäste nahten und der Schneebesen verzweifelt auf eine hartnäckig flüssig bleibende Plürre

eindrosch, stiegen zwei Gefühle gleichzeitig: die Scham des Versagens und der Ärger über den Besuch.

„Schön, dass du da bist, Oma!“, rief ich einmal. „Mutti sagt nämlich, du hast uns grade noch gefehlt.“

# Grenzerfahrung

Schreiten wir voran!

Auch im Erzählen!

Und stoßen wir daher unvermeidlich an die Grenze, die Staatsgrenze!

Schwer überwindliche Grenzen meines biestig-ehrgeizigen Landes.

Ich nun wiederum fand sie nichts als – aufregend!

Es waren magische Linien, selbst jene, die ich kennenlernte, Grenzen zu so genannten Bruderstaaten, etwa in der Bahn kurz hinter Bad Schandau.

Nicht das Geringste wunderte ich mich über das absurde Schlagbaumbrimborium.

Es war so gegeben und unfehlbar wie eine Kreuzungsampel.

Ewige Weltordnung, unverrückbare Sphärenschalen.

Die Grenze war mir auch deshalb so schmerzlos, weil ich die meiste Zeit in einer grenzfreien Stadt weilte. Ich konnte aus der Stadt Schwerin, wohin ich im Alter von sechs Jahren kam, so weit hinaus mit dem Fahrrad strampeln, wie es meine Beinchen hergaben. Nur Armeegelände war tabu, sowjetisches besonders, lag aber in der größten Öde. Und ich bin trotzdem mal rein, um nach Patronenhülsen zu suchen.

Ich bewundere noch heute das grenzenlose Vertrauen meiner Eltern, die mich bis zu einer definierten Heimkehrzeit überall hin radeln ließen, selbstverständlich ohne Sturzhelm.

Mangels Grenzen fand ich also Staatsgrenzen sehr aufregend. Am allermeisten beeindruckte mich das so genannte Niemandsland, jener schmale Streifen beispielsweise zwischen DDR und der ČSSR hinter Bad Schandau.

Auf wen hörten hier die Bäume?

Ganz langsam fuhr der Zug, als wäre der Boden hier unsicher, schwankend.

Das Moos, die Sträucher – alles wuchs hier ohne Aufsicht, und doch gedieh es prächtig.

Merkwürdig. Ich staunte sehr über den unbeaufsichtigten Wildwuchs.

Wahnsinnig gern wäre ich ausgestiegen und im Niemandsland herumgetappt. Es musste auch toll sein, dort zu wohnen, wenigstens in den Ferien. Oder dort herum zu toben nach den Hausaufgaben. Und wie aufregend, ja eine richtige Grenzerfahrung, waren die Grenzkontrollen! Wie gern hätte ich einen Ausweis vorgezeigt, aber ich hatte keinen. Und ebenso gern habe ich geschmuggelt, und waren es auch nur ein paar tschechoslowakische Kronen in der Socke.

Hier an der Grenze hatte alles eine Erlaubnis oder eben keine, es war die reine, pure Ordnung und das Abenteuer, sie zu überlisten, ihr zu entkommen und sich ihr zu unterwerfen. Devotheit und Subversivität in einem.

Eine unsinnige Strenge wurde zeremonienhaft zelebriert. Bewunderte Lächerlichkeit.

Von einem Grenzbeamten abgenickt zu werden, kam mir wie eine Auszeichnung vor. Besonders eben, wenn es gelungen war, die paar Sockenkronen gerettet zu haben.

Das hatte ich aber nicht gleich beim ersten Mal praktiziert.

Fürs erste stand ich da und gierte beschissener Weise nach dem Lob, zolltechnisch clean zu sein.

Rein und unbefleckt einer Autorität gegenüber zu treten hat einen verführerischen Reiz.

Die Erotik quillt beim Kind durch die sonderbarsten Ritzen.

So können wohl überhaupt Fetische installiert werden.

Zum Glück gelang das nicht, zum Glück, sage ich immer wieder, ist Erziehung nicht so folgenreich, wie Erwachsene immer denken. Ein großer Trost für die Menschheit! Eine große Hoffnung für Heranwachsende, dass sie immer offen bleiben, unter jeder Bestrahlung. Immer gibt es die Möglichkeit der Selbstbestimmung. Das ist ein sehr großer Lebenstrost!

Wir fuhren nach Usti nad Labem, der Geburtsstadt meines Vaters.

Zu seiner Kindheit hieß sie Aussig. Der Umgang unserer Großvatergeneration mit Grenzen war, wie bekannt, leider ein problematischer. Alles Leid, was man aussendet oder was im eigenen, vereinnahmten Namen ausgesendet wird, kommt undifferenziert zurück.

Die ganze Geschichte dessen, was man bei uns diskret „Umsiedlung“ nannte, lag noch lange hinter den Grenzen meines Verstandes. Es wurde nicht viel darüber gesprochen. Auch meine Großmama,

die holterdipolter mit ihren fünf Söhnen und einer Tochter, die bald starb, aus der Stadt musste, feierte später lieber fröhliche Gartenfeste und steckte uns Taschengeld zu statt von Vertreibungsleid zu erzählen.

Eines schien nach dem Krieg aber gesetzt zu sein: Grenzen müssen Grenzen bleiben, damit nichts Schlimmes passiert. Das war, in meinen Grenzen, meine Überzeugung.

Ewig stand der Zug an der Grenze. Manche mussten ihre Koffer auspacken, als würden wir einander die durchgeplanten Volkswirtschaften durchkreuzen, wenn wir etwas Kram mitnahmen. Es war immer ein großes Wühlen im Nichtigen.

Ich habe später einmal in Schönefeld vor einem Flug nach Bukarest den gesamten Koffer auspacken und noch die Zahnpastatube öffnen müssen. Der Beamte schien mir bei weitem nicht genug Fantasie zu haben, um sich irgend etwas Relevantes in meinem Koffer vorstellen zu können. Er suchte nach Unvorstellbarem und entsprechend aussichtslos. Das Suchen war wahrscheinlich der Sinn des Suchens, das Produzieren von Autorität.

Nun hat für einen, der Geschwister hat, das Wort „Bruderland“ ohnehin eine relativierte Bedeutung. Ich hatte keinen Bruder, nur eine Schwester, aber ich ahnte, dass ich es mit Bruder noch unbrüderlicher hätte.

Geradezu allegorisch für die sozialistischen Bruderländer ist ein Foto, das mich und meine Schwester in schönster Eintracht auf einem gestellten Foto zeigt, zu welchem wir eigens ein professionelles Fotostudio aufgesucht hatten. Vor und nach der Aufnahme hatten wir uns erbittert über irgendeinen Kinderquatsch gezankt. Die Fotos wurden ganz entzückend süß. Ein Kunstwerk! Was hatte der Fotograf nur angestellt, dass wir einander so inniglich zulächelten? Irgendetwas muss uns als Lohn der Mühe versprochen worden sein.

Als ich später einmal davon hörte, dass die Westdeutschen einfach so über die Grenze in die Niederlande und nach Belgien fuhren, bedauerte ich die Westdeutschen wegen des Verlustes der Erfahrung von Grenze und Niemandsland.

Immerhin hatten sie diese Erfahrung noch, wenn sie als Transitreisende nach Westberlin fuhren. Es sei beklemmend gewesen, erzählten sie später übereinstimmend. Wie konnte es das, fragte ich mich, mit der Sicherheit eines bundesdeutschen Ausweises in der Jackentasche?

Die Beklemmung durch eine Wolke aus Autorität war mir andererseits so sehr Gewohnheit, dass ich, wie man sieht, die Wolke manchmal sogar für eine Sonne hielt.

# Winke

Sprachlich ging das eigentlich.

Kein schlimmeres Wort als „Auslegeware“ oder „Sitzgruppe“ ist das Wort „Winkelement“. Aber da kein Mensch auf der Welt einen Gegenstand benötigt, mit dessen Hilfe er winkt, wirkt „Winkelement“ besonders lächerlich.

Winken kann man mit der Hand. Im Volkslied „Wenn alle Brunnlein fließen“ winkt man sogar „mit den Äugelein“. Ich nehme an, dass die damaligen Verfasser das Zwinkern meinen, und man muss entschieden feststellen, dass dies unseren Oberen entschieden zu wenig des Winkens war.

Es gab einen gewaltigen Winkedurst in unserer Führung, von welchem nun die Rede ist.

Jeder kennt das Alltags-Phänomen, dass sich Menschen, die aneinander auf einem Uferweg vorbeigehen, nicht zuwinken, im Unterschied zu jenen, welche auf einem Schiff vorbeifahren. Jene eigentümliche Distanz des Einander-nicht-Erreichen-Könnens löst zwischen Schiffspassagieren und Spaziergängern am Ufer einen Winkimpuls aus.

Auch das „Seht mal, wir fahren, während ihr lauft!“ spielt eine Rolle.

Denn es winken im gewählten Beispiel fast immer die auf dem Schiff zuerst.

Sie nötigen somit die am Ufer Spazierenden, ihre höfliche Geste zu erwidern, sie gefälligst wahrzunehmen, ihnen den Spaß am Winken und am Vorbeifahren vor allem nicht zu verderben.

So in etwa verhielt sich das, denke ich, auch mit unseren Oberen.

Wenn sie sich mit allerhand Tribünen immer neue Schiffe zimmerten, das allerdings vollkommen stille standen, während wir, die Vorbeidefilierenden, den Tribünenbewohnern die Illusion boten, unterwegs zu sein.

Ich weiß, ich weiß, das erklärt immer noch nicht die Installation von Winkelementen, als da wären vor allem natürlich Fähnchen, aber auch Tücher.

Einmal sah ich sogar, wie mit einem Baby gewunken wurde, als Dank für die sozialpolitische Förderung des Kinderkriegens.

Man konnte mit Fototafeln winken, kleinen Windmühlen, mit Sportgeräten, wie wir im Ruderverein zum Ersten Mai auch mit birkengeschmückten Ruderblättern, Skulls, winkten, ja lebensgefährlich winkten. Denn die Dinger, ins Gesicht gewunken, konnten sehr verletzend sein.

Man konnte mit ziemlich allem, Ausreiseanträge vielleicht ausgenommen, winken.

Die Oberen freute es jedenfalls immer wieder aufs Neue, dass sie noch nicht ganz vergessen waren.

Auf den Mai-Tribünen saßen auch die bereits erwähnten Arbeiterveteranen, Menschen, die Schweres durchgemacht hatten, und machten sich mit mehrstündigem Dauerwinken nun völlig fertig.

Gewunken wurde, wenn Staatsgäste durch die Stadt fuhren, was zum Glück bei uns in Schwerin selten geschah. Gern winkte ich dem Kosmonauten Alexej Leonow zu, dem ersten Menschen der Welt, der aus einem Raumschiff ausgestiegen und frei im Weltraum herumgeflogen war. Er fuhr im offenen Wagen durch die Stadt, durch einen Kosmos aus Winkelementen.

Doch kann man nicht ewig winken.

Irgendwann steigt beim Winken das Bewusstwerden der Sinnlosigkeit auf, der Leere dieses Tuns.

Irgendwann ist es auch für den eifrigsten, bejahendsten, begeistertsten, womöglich süchtigsten Winkelementewinker nur noch eine (je nach Veranlagung) Horizontal- oder Vertikalbewegung, der beim besten oder schlechtesten Willen kein wirklichkeitsgestaltender Sinn abgewonnen werden kann.

Wie enttäuscht war ich da, als ich nach der so genannten Wende einen Gebrauchtwagenmarkt aufsuchte.

Das Geviert war von Winkelementen, vor allem Wimpeln und Fahnen, geradezu übersättigt.

Hatte ich nicht gehofft, dem sinnlosen Treiben entkommen zu sein? Vergebens!

Wimpel und Fahnen, sonst nur an staatstragenden Feiertagen geflaggt und ausgeteilt, schmückten nun ganzjährig noch den trostlosesten Restemarkt!

Wir waren vom Regen in den Tsunami geraten!

Vor jedem Möbeldiscounter flatterten nun mehr bunte Fetzen als vor einem SED-Parteitag!

Aber wen grüßte das alles bloß?

Mich nur, den Kunden?

Offenbar wusste man nicht um meine Fahnenverdrossenheit. Ich kriegte anfangs nach der Wende von Fahnen richtige Kaufhemmungen, Kaufblockaden! Meine Funktionalität als Kunde war in Gefahr!

Zum Glück, tröstete ich mich, erlebte ich den Wandel nicht umgekehrt. Dass ich die Mai-Tribüne für eine Shopping-Mall gehalten hätte. Nein, an Verkaufseinrichtungen waren damals im Land der Kindheit niemals Fahnen, niemals.

Gebrauchtwagenmarktfarn hat der Wimpel außerdem in einer besonderen Nische überlebt: Fußballkapitäne tauschen vor einem wichtigen Spiel Wimpel aus. Weil die beiden aber gleich im Anschluss Fußball spielen müssen, reichen sie die Dinger, ohne sie sich anzuschauen, gleich zur wimpelgerechten Entsorgung weiterreichen. Was bedeutet, dass ein niedriger Assistent den Wimpel in ein von jedem halbwegs geschmackssicheren Menschen gemiedenes „Traditionszimmer“ verbringt. Wo es andere Dinge ohne praktischen Nutzen für die Menschheit gibt wie Pokale und Erinnerungsteller.

Und Wimpel bis zum Abwinken.

Da fällt mir noch eine Klasse von Gegenständen ein, die einzig und allein der ideologischen Aufladung dienten und in der wirklichen Welt zu wirklich ein gar nichts gut waren.

Es sind dies die Gastgeschenke offizieller Delegationen.

Es wird da ja noch heute sehr viel Rohstoff vergeudet. Ich besitze zum Beispiel eine riesige Glasschale, in welcher aber nur Platz für zwei, drei Bonbons ist. Sie ist von einer zeitlosen Gestaltlosigkeit, und es gelingt mir, als letztem einer, wie ich annehme, langen Schenkerreihe, nicht, sie schamfrei weiter zu verschenken.

Es ist aber auch nicht richtig Müll. Es steckt Arbeit drin und ein halber Zentner Glas. Es erinnert an ein Gastgeschenk der thüringischen Glasmacher an ihre sowjetischen Gewerkschaftskollegen, nur dass nichts eingraviert ist, was noch das Schönste an dem Ding ist.

Wir haben als Kinder auch Freundschaftsgeschenke gebastelt, das weiß ich genau. Aber ich weiß beim besten Willen nicht mehr, von welcher Art diese Gegenstände beschaffen waren.

In einer Welt des Mangels an Konsumgütern existierten jedenfalls Halden an Gastgeschenkegerümpel: Kugelschreiber, die in den Rohren kleiner Kampfpanzer steckten, die fünfmillionste Schraubenzieher eigener Herstellung im Kunstleder-Futtural, abstrakte Holzkloben mit eingebrannten Losungen - ich glaube, wenn Sie sich heutige Medienpreise anschauen, haben sie noch die beste Vorstellung davon.

Was für eine Verschwendung an Material und Arbeitskraft! Diese ganzen Wink- und Schwenkelemente, die extrem langsam verrotten, und es sollte mich nicht wundern, wenn in einem Dienstzimmer eines Bezirksparteifürsten ein versilbertes Brennelement aus Tschernobyl mit eingraviertem „Druschba - Freundschaft“ steht.

Zurück in die Winkzeit.

Als ich das Winkelement Ruderblatt trug, war es ein ungewöhnlich kalter Erster Mai. Zum Glück brauchte unserer Sportlerblock nicht im Pionierhemd zu frösteln, sondern paradierte im Trainingsanzug. Und vom Paradiere wäre uns auch warm geworden.

Aber eine Erste-Mai-Demo hatte eine gewisse fatale Ähnlichkeit mit einem Geschlechtsakt. Es gab nur höchstens eine Minute Vorbeimarsch am Winkedampfer mit den führenden Zurückwinkenden, aber ein stundenlanges Sich-Ordnen in den Straßen und anrückenden Menschenströmen.

Ein Liebesakt, aber nach der Uhr.

Unmittelbar nach der Ehrentribüne verlief der Demonstrationsblock augenblicklich ins Formlose. Sofort, noch unter dem Augenschein meiner auch auf der Tribüne ausharrenden Arbeiterveteranen mit den feuchten Augen wurden die Fahnen eingerollt, denn sie mussten vollzählig wieder ins Auto geladen werden, das sie zurück transportierte.

Sofort war alles zivil, abgewunken.

Wir zogen uns zuhause um und aßen bürgerlich zu Mittag, nur geringfügig später als sonst.

An diesem kalten Maitag ging mir nicht in den Sinn, warum sich die Führenden, die doch alles bestimmen können, das antun? Ich als Von-unten-Winker brauchte ja nur ein, zwei Minuten lang zu winken, aber die da oben auf den Brettern, die die Macht bedeuten, sie winkten drei Stunden lang, und das ist oft sehr fortgeschrittenen Alter.

„Was nur haben die an uns?“, fragte ich mich. Was war das für eine seltsame Liebe?

Die Führenden haben, das ging mir aber erst später auf, aus ganz bestimmten Kontrastgründen zurückhaltender gewunken als wir hinaufwinkten.

Es gab ein Winkgefälle, das sehr wichtig war.

Ein kleiner Wink der Oberen ist, sollten wir lernen, sehr viel, während unser Herumgefuchtel da unten nur in großen Mengen etwas bedeutet. Wir waren die geschichtsbildende Klasse oder Masse, etwas in der Art, aber nur, wenn wir alle zusammen das Gleiche taten.

Während geschichtsprägende Persönlichkeiten auch mal winken mit den Äugelein und weg ist man vom Fenster.

Nicht geklärt bis heute ist, ob es bei unseren Oberen auch so etwas wie eine krankhafte, behandlungswürdige Winksucht gab.

Eine Paradenabhängigkeit.

Eine obsessive Zeremonophilie.

Gut möglich, ich habe sie nicht untersucht.

Wenn es so etwas gab, so war es nichts Neues, sondern etwas durch die Jahrhunderte Geschlepptes. Von Häuptling zu Fürst zu Generalsekretär. Durchgewunken durch die Epochen.

Wer winkt, ist noch da, sagten sie sich wahrscheinlich.

Sie waren voll auf Winkement, all die Jahre.

Abschließend zum Thema muss auch noch etwas über Winkkünste gesagt werden. Denn man bilde sich nicht ein, dass die Handhabung der Gerätschaft simpel ist!

Der Spagat besteht darin, dass man zwar winken soll, aber auch zeigen möchte, dass man nur unter Zwang winkt, wobei es natürlich so aussehen muss, als winke man nicht unter Zwang.

Das mache man erst einmal vor, bevor man sich über die Winkemente erheitert, bequem in seiner ewig schon molligen Sitzgruppe westlich der Elbe!

Das Papierfähnchen vor allem verweigert sich außerdem geradezu dem Winken.

Es weht nicht, Es flattert nicht. Es ist eine Akte am Stiel, nichts weiter.

Grundfalsch ist zum Beispiel das stringente Vertikalwinken.

Erstens ist für ein Auf und Ab kein Platz im verfügbaren Gedränge, und zum anderen wird weder ein glaubwürdiger Winkeffekt noch ein subversiver Protest erzielt.

Nein! Es verhält sich nämlich wie mit den Kopfbewegungen! Vertikal heißt „Ja“, nicht wahr?

Horizontale Bewegungen bedeuten, jedenfalls in unserem Unkulturkreis, ein „Nein“.

Das Hin und Her auf der Horizontalen erzeugte nun einen deutlichen Winkeffekt, selbst bei steifen Papierfahnen, und es wirkte unterschwellig wie ein Nein-Nein-Nein-Nein undsoweiter, wie ein Durchstreichen der Gegenwart, ein Verscheuchen des Lästigen, als näherten sich Mücken und keine Regierungsfahrzeuge.

Nun, ich will das nicht vertiefen, denn Niemand möchte und muss das heute so genau lernen.

Heute sieht es dürftig aus mit nichtkommerziellen Winkementen.

Auf Konzerten der Jugend soll bisweilen Unterwäsche geschwenkt werden, ob vertikal oder horizontal ist mir nicht genau bekannt. Die Gewerkschaften verteilen Trillerpfeifen, um die Zuhörfähigkeit der Tarifparteien zu zerstören.

Viel mehr ist nicht los.

Winkemente gab es übrigens immer. Ein Wunder an stabiler Produktion.

Mir ist kein 1. Mai bekannt, an welchem der Demo-Org-Mensch, der da immer herumwuselte, sagte, dass Fahnen momentan nicht am Lager wären, aber vielleicht nächste Woche wieder angeliefert würden.

Weil man gerade einen Auftrag von IKEA zu erfüllen hätte.

Wir hatten immer etwas zum Winken. Wer kann das schon von sich sagen?

# Der Überfluss des Mangels

Da wären wir beim unumgänglichen Ost-Thema „Versorgungslage/Mangelwirtschaft“. Es droht, ein wenig langweilig zu werden.

Aber wenn es hier fehlen würde, wäre es schon wieder ein Mangel.

Eine Autorin, die ich einmal interviewte und deren Namen ich vergessen habe, weil ich ein wandelndes Lexikon bin, das nur leider unter Säurefraß leidet, sagte mir: wir Ostdeutsche hatten mehr, was sie nicht hatten.

So war es.

Wie aber wird ein Mangel zu einem Besitzgut, das man nicht missen möchte, auch, wenn man es nicht zugibt?

Nun wird es schon interessanter.

Was fehlt, ist auch hier, sich von der Sättigung der Sichten frei zu machen.

Zuerst fehlte mir gar nichts. Das Kind hat zu essen, zu trinken, hat es warm.

Mangelbewusstsein entstand mit der Wahrnehmung von Schaufenstern.

Und mit der Gewöhnung an Gehabtes.

Das Wort „Mangelwirtschaft“ ist bei allen Versorgungslücken, die es tatsächlich gab, eine ebensolche Übertreibung wie das Wort „Konsumparadies“.

In einer amerikanischen Verfilmung einer tatsächlich geschehenen Flucht aus der DDR mit einem Heißluft-Ballon gibt es eine ulkige Szene. Auf einem tristen Markt voller leerer Stände schiebt eine gutmütige Alte einer jungen Frau mitleidvoll eine Handvoll Eier in die Schürze.

Offenbar kannte die gute Frau keine DDR-Werbung. „Nimm ein Ei mehr!“, rief es so manches Mal aus dem Fernseher.

In der gezeigten Film-DDR hätte ich auch den nächsten Ballon nach Westen genommen.

Wir haben nie gehungert. Genau wie Kinder in der freien Welt haben wir Pausenbrote weggeworfen.

Einmal war in der Schulspeisung ein Fass Suppe umgekippt und flutete den halben Saal. Und wir johlten!

Reicht das?

Natürlich gab es immer etwas, was es nicht gab.

Am Schlimmsten ist aus meiner Erinnerung ein monatelanger Engpass an Toilettenpapier, das sowieso das raueste der Welt war.

Noch heute ist mir sanitärer Komfort auch auf Reisen äußerst wichtig. Der Ausfall irgendeiner Klopapier-Fabrik warf uns, fand ich, im Klassenkampf weit zurück.

Die Zeitungen, welche sich ja nicht einmal als Zeitungen besonders gut eigneten, taten noch schlechteren rückwärtigen Dienst.

Eine hausinterne Rationierung einer dann doch aufgetriebenen Rolle war beinahe noch schlimmer.

Ich weiß noch, wie ich auf einem Hotel-Klo in Prag den Tränen nahe war, weil ich die mir eingangs von einer Wärterin zugeteilten zirka 47 Zentimeter Bahnlänge verbraucht hatte, ohne ein Ergebnis zu erzielen, dass einem zivilisierten Menschen zu Gesicht beziehungsweise Hintern zu Gesicht beziehungsweise Po stünde.

Ich schrie so lange, bis die Klofrau unter tausend Verwünschungen weitere 34 Zentimeter herausrückte. Weiß der Kuckuck, wie sie das dann abgerechnet hatte.

Bei weiteren Toilettenbesuchen in Prag hatte ich wenigstens immer eine Ausgabe der „Rudé Právo“ bei mir. Sie schien mir übrigens einen höheren Wischkomfort aufzuweisen als das „Neue Deutschland“. Beide zusammen freilich wischten wiederum besser als Illustrierte, welche mir ganz sicher manches Mal den Hintern mehr geschwärzt als gereinigt hatten.

Nicht immer aber war der Mangel so intim.

Durch eine Havarie in Ungarn fiel zum Beispiel einmal komplett die Versorgung mit Druckfläschchen für Siphon-Flaschen aus, jenen Dingen, mit denen man sich selbst Selterswasser oder Brause oder sogar Schlagsahne machen konnte beziehungsweise Tischverwüstungen, wenn das Ventil zu plötzlich zu sehr öffnete.

Ich hatte volles Verständnis. Die Herstellung solcher Druckbehälter konnte über kurz oder lang nicht gut gehen. Irgendjemand würde eines Tages irgendeine Sicherheitsvorschrift zur Abfüllung von Hochdruck-Gaspatronen verletzen. Das war system-immanent. Alles mit Genau-Aufpassen, was nicht mit Grenzkontrolle zu tun hatte, passte nicht zum Sozialismus.

Einmal war ausgerechnet vor Weihnachten Kakao knapp.

Meine Mutter verkündete natürlich den Notstand. Wer irgendwo dazukäme („dazukommen“ war in der DDR ein wichtiges Verb, noch wichtiger als „dazugehören“), der sollte vorratshalber so viel Kakao bunkern, wie sie vor Ort herausrückten.

Weil es nun aber mit der Kakao-Knappheit lange nicht so schlimm wurde wie vormals mit dem Klopapier – womöglich war nur ein einziger Kakaodampfer etwas verspätet im Seehafen eingetroffen – versank meine Mutter alsbald in Bergen von Kakao.

Alle Plätzchen und Kuchen mussten nun irgendwie mit Kakao sein, um einigermaßen der Kakaoflut Herr zu werden.

So war das in dem Jahr mit dem Kakao-Mangel.

Leere Regale in den Geschäften wurden gewissenhaft mit Schnapsflaschen oder Rotkohl in Gläsern aufgefüllt. Der Mangel war in der DDR nicht so gut zu sehen wie etwa in Rumänien, wo ich wirklich Ladenpersonal antraf, das nichts mehr aufzubieten hatte zum Lückenschluss.

Demgegenüber war der Mangel zuhause ein Mangel auf höherem Niveau.

Er pflanzte uns nebenbei eine Scham vor Verschwendung ein.

Noch heute schüttelte ich den Kopf, und das übrigens nur metaphorisch, denn der Kopf ist längst schüttelmüde, über die Verschwendung von Papier oder Licht.

Eine besonders hohe Schüttelfrequenz erzeugt bei mir die in Berlin regelmäßig stattfindende Pyronale, bei der um die Wette Feuerwerke geboten werden.

Das nun kommt mir vor, als müsste ich fünf verschiedene Buttercremetorten direkt nacheinander essen. Ein Lusttraum der Kindheit, zugegeben, aber in seiner Übersättigung nichts mehr, das als rauschhaft erlebt werden kann.

Es gab übrigens zu jedem Kindergeburtstag eine Buttercremetorte. Ich lernte jedes Jahr, dass das Ersehnte sehr schnell satt macht.

Der Überfluss betrügt die Menschen.

Feuerwerk gab es in meiner Kindheit eigentlich nur zum Abschluss des alljährlichen Pressefestes der Bezirkszeitung der SED. Wir Kinder durften so lange aufbleiben, um, was mich jedenfalls betraf, eines der größten Erlebnisse des Jahres zu genießen. Die Eroberung des Himmels durch Farbe und Fantasie. Die Verwandlung der Nacht in einen Sekudentag in Falschfarben. Was konnte entzücken wie ein Feuerwerk? Nichts, solange das Feuerwerk sich nicht gemein machte.

Das ist eigentlich schon fast alles zum Thema „Mangel“.

Es gab noch einige wirklich ärgerliche Mangelpunkte. Es war zum Beispiel sehr schwer, Monat für Monat das Comic-Heft „Mosaik“ zu ergattern, eine wunderbar gemachte Geschichtsvermittlung.

Nur das „Magazin“ war vielleicht noch rarer. Es war die einzige Publikation des ganzen Landes, welche nackte Menschen abbildete. Doch an Nacktheit herrschte zum Glück kein Mangel. Es gab überall viele FKK-Strände. Über eine Badehosenknappheit hätte das Volk gnädig hinweggesehen. Haben wir nicht wahnsinnig viel, wenn wir gar nichts anhaben?

# Die Handhabung von Wahrheit

Sehr schnell begriff ich schon als Kind, dass mein Verhältnis zu den Geschlechtern offenbar von den Normen abwich.

Und ebenso schnell begriff ich, dass ich nicht nur die Umwelt, sondern besser auch mich selbst gleich mit belügen sollte.

Denn eine andere Lösung war nicht in Sicht.

Die Lüge zog somit frech mit ein paar Koffern ein und erklärte, fürderhin dauerhaft ein Zimmer im Dachgeschoss zu bewohnen. Damit wir zurechtkommen im Leben. Und wir kamen zurecht.

Aber die Erinnerung legt eindeutig bloß, dass das Lügen erworben war, nicht angeboren. Von Geburt aus sind wir ehrlich, zugeneigt und freundlich. Erst die Geschichten darüber, was Menschen zu tun imstande sind und eigene Konflikte lassen uns sicherheitshalber auch mit diesem Kommunikations-Instrument bewaffnen. Lügen haben kurze Beine, aber sie haben eben Beine. Zu Lügen neigt das Kind auch, wenn es keine günstigen Aussichten darin sieht, mit der Wahrheit zu überzeugen.

In diesem Fall wäre es das Eingeständnis der Neugier gewesen, welche aber simpel als Dummheit interpretiert wurde.

Einmal hatte ich, nicht ausgelastet mangels Playstation, Facebook und WhatsApp, ein Thermometer in die Ofenröhre gelegt, in welcher sonst die Bratäpfel gediehen oder nur heiße Luft. Ich wollte wissen, wie heiß exakt es in der Ofenröhre war. ‚Erkenne die Wahrheit!‘ lautete mein Motiv. Das dazu eingelegte Zimmer-Thermometer platzte, so heiß war es da drin!

Auch mir selber wurde nun heiß, denn auch ein kleines Thermometer kaufte man damals nicht mal eben mal in irgendeiner Ramschbude. Ich war über die Versorgungslage von Thermometern nicht im Bilde, auch nicht darüber, ob ich das von den fünf Mark Taschengeld pro Monat würde ersetzen können.

Nach daheim geltenden Recht hatte ich kein wissenschaftliches Experiment durchgeführt, sondern nur etwas kaputt gemacht.

Dies könnte eine Bestrafung nach sich ziehen, zumindest aber eine lautstarke Predigt. Es war jedenfalls nicht das, wonach ein junger Forscher strebt. Es gab leider auch keinerlei

Messergebnisse. Ich nahm zumindest an, dass die Ofenröhrentemperatur höher lag als Fünfundzig Grad Celsius, denn an dieser Stelle endete die Skala.

Als ich die Scherben entfernt hatte und das bizarr dahingleitende Quecksilber für spätere Projekte in irgendeiner Schachtel barg, beschloss ich, die Sache mit dem Thermometer besser für mich zu behalten.

Das war eine Vorstufe der Lüge.

Meine Mutter, die auch mit dem Rätselteil der Zeitung stets in kürzester Frist fertig wurde, entdeckte blitzartig, das auf dem Bild, das das Wohnzimmer bot, etwas fehlte.

Wie auf diesen Suchbildern im Rätselteil.

Die Liste der Hauptverdächtigen war kurz und bestand aus meiner Schwester und mir.

Meine Schwester mochte ein gottverdammtes Alibi gehabt haben. Da ich schlicht und einfach übrig blieb, hatte ich sowieso keine Chance.

Dennoch stritt ich ab.

Zum Lügen gehört schauspielerisches Talent, das ich durchaus besaß. Nur war ich nicht Herr meiner Blutströme. Ich kriegte wohl vor allem rote Ohren, wenn ich log. Die Natur hat Einigen von uns ein Display eingebaut, aber eben nur Einigen von uns. Viele habe ich erlebt, die lügen konnten, ohne rot zu werden. Ich konnte das nicht, und es sah so aus, als müsste ich mich im Wesentlichen mit dem Pfad der Tugend begnügen.

Nachdem ich ein Geständnis abgelegt hatte, wurde mir vermittelt, dass das Abstreiten die viel größere Sünde gewesen sei. Nur empfand ich das Experiment selbst als gar keine Sünde. Es lag ein Missverständnis vor und blieb liegen und ermunterte nicht so recht zu Ehrlichkeit.

Die Vergiftungsgefahr durch das Quecksilber spielte übrigens überhaupt keine Rolle, weder bei mir noch bei meinen Eltern. Schließlich wäre die Frage, ob ich etwas davon verschluckt hätte, hier durchaus angebracht gewesen, aber sie wurde nicht gestellt.

Umweltrisiken wurden geleugnet, was wohl nicht immer eine Unterform der Lüge ist.

Umweltrisiken wie Schadstoffe waren nach dem Umweltrisiko Weltkrieg immer noch gut zu vernachlässigen.

Natürlich atmeten wir schwer, wenn es mit dem Zug mal durch Bitterfeld ging. Aber bei einem faden Scherz über den Ortsnamen blieb es.

Ich spielte sogar mitten im Chemieunterricht auf der Schulbank mit dem seltsam glitschigen Quecksilbertropfen.

Meine Laufbahn als Naturwissenschaftler war damit leider beendet, obwohl man mich durch Buch- und Spielzeuggeschenke durchaus weiter zur geordneten technischen Neugier ermunterte. Ein Baukasten aus dem Spielwarenladen konnte aber nicht so eindrucksvoll sein wie etwa ein von der Straßenbahn platt gefahrener Kronkorken.

Wir legten da immer so allerhand auf die Schienen, einen Pfennig, mit Streichholzschwefel gefüllte Patronenhülsen, die man tatsächlich noch beim Spielen überall finden konnte.

Der Schreck der Straßenbahnfahrgäste war für mich jedenfalls nicht das, worauf ich es abgesehen hatte. Für meinen in der Nähe wohnenden Klassenkameraden will ich das nicht ausschließen. Nun, so hatten sich hier das Bedürfnis nach gehobener Unterhaltung und wissenschaftlicher Forschungsgeist eben vereint.

Doch hätte ich nie den Eltern davon erzählt. Es war unerwünschtes Tun, das man idealer Weise hinter Schweigen verbirgt oder notfalls hinter Lügen.

Schade wirklich, dass Eltern nicht zwanglos darüber plaudern können, was man für Unfug getrieben hat.

Grundsätzlich behielt für mich hingegen alles Erlaubte den Anstrich der Langeweile.

## Doch krank

Das chemische Element Quecksilber, von dem ich mich nicht so leicht lösen kann, betrachtete ich häufig im Fieberthermometer.

Es nervte, und das erst recht, wenn man krank war, weil man es ins Licht drehen musste, um etwas ablesen zu können.

Stolz zeigte ich es her.

Neununddreißig Grad waren ein Klacks für mich.

Mein Körper hatte, vielleicht aus eigener Neugier, beschlossen, so ziemlich den gesamten Katalog der Kinderkrankheiten abzuarbeiten. Zumindest jener, die man überlebt.

Die offizielle Anerkennung als Erkrankter beglückte mich so sehr, dass ich Sorge hatte, dadurch schon wieder zu genesen.

Ein paar Extratage nicht in den Kindergarten oder zur Schule zu müssen, war das Schönste an jedem Krankheitsbild. Es gab damals noch die heute im Aussterben befindliche „strenge Bettruhe“. Sie zu verordnen, kam der Arzt sogar nach Hause.

Als ich viele Jahre später, das mangelhafte Gesundheitssystem war überwunden, der Mitarbeiterin der Arztpraxis am Telefon erklärte, dass es mir ein Bandscheibenvorfall gerade unmöglich machte, meine Beine zu bewegen, empfahl sie mir tonlos, dass ich doch im Lauf der Woche „mal vorbeischaun“ sollte.

Vielleicht war ich nicht überzeugend genug gewesen.

Wenn ich als Kind das Gefühl hatte, jetzt viel lieber strenge Bettruhe als Lehrer haben zu wollen, musste ich die Gesamtsymptomatik durch ein umfassendes Erscheinungsbild der Kläglichkeit abrunden.

Entscheidend war aber immer, was man auf dem Fieberthermometer erzielt hatte.

Geschummelt habe ich dabei aber nie!

Auch nichts mit Ofenröhre!

Ich wusste in den oberen Klassen von Mitschülern, die sich, so erzählten sie es mir jedenfalls, mit einem Löffel vor einer unbeliebten Klassenarbeit so lange auf den Handrücken schlugen, bis dieser anschwellt und zur Schreibunfähigkeit führte.

Das habe ich schon deshalb nicht getan, weil es dabei die strenge Bettruhe nicht gab.

Die war mir schon wichtig.

Ein kokonartiger Zustand.

Abgesehen von morgendlicher Lüftung oder einem Wäschewechsel lag ich den ganzen Tag im Bett und blätterte zum Beispiel im dicken Wilhelm-Busch-Buch, las Till Eulenspiegels lustige Streiche oder meine geliebten „Mosaik“-Hefte. Krank sein war etwas zum Wohlfühlen, solange Husten oder Erbrechen das Ganze nicht allzu sehr störten. Was freilich oft genug der Fall war.

Und gar nicht liebte ich die vorwurfsvolle Frage, woher ich denn „das schon wieder angeschleppt“ hätte.

Schon wieder diese himmelschreiende Unlogik der Erwachsenen! Wer scheucht mich denn in Kindergarten und Schule, wo es vor Erregern wimmelt? Müsste ich nicht hin, würde ich auch nichts anschleppen. Man wurde aber direkt in die Brutstätten der Seuchen geschickt!

Menschen sind nun mal schmutzig und gefährlich.

In der Schule wuschen wir uns eines Tages sogar mit einer besonderen Seife, die „Anti X“ hieß, weshalb ich annahm, nun unangreifbar für Keime aller Art geworden zu sein. Es war wie ein Zauberbad. Krank wurde ich trotzdem. Infiziert wahrscheinlich von Y oder Z.

„Werd‘ mir nur nicht krank!“, ging ein viel gehörter Spruch.

Schmerzen durch Schläge gab es schon kaum noch.

Nur ein so genannter Klaps als Echo der schwarzen Pädagogik hatte überlebt. Das „Eins hinten drauf“.

Wirkte nur nicht recht.

In der Schulklasse berichtete man sich auch, dass man zuhause „den Arsch voll“ bekommen hätte. Underdog-Sprache.

Das Allerschlimmste, was es in Gesundheitsfragen überhaupt gab, war der Zahnarztbesuch. Während andere Kinder danach das berühmte „Er hat gar nicht gebohrt!“ sagen konnten, wichen bei mir nicht einmal die Milchzähne, ohne sich ziehen zu lassen. Ein Zahnarztstuhl war damals nicht wie heute eine schwebende Raumschifflyinge in beruhigendem Pastellgrün, sondern ein primitiver Nachbau eines elektrischen Stuhls. Er schnurrte gefährlich, wenn die Bohrmaschine angeworfen war. Die Bohrer wiederum schienen mir aus dem Bergbau ausgemustert. Und ob es eine Betäubung beim Zahnziehen gab, vermag ich nicht zu sagen. Wenn doch, so hatte sie nicht gewirkt. Vergleichsweise erträglich waren die Impfungen, die sorgfältig erfolgten, auch direkt in der Schule. Hin und wieder kam der dicke, lange Röntgenzug zur TBC-Reihenuntersuchung und versetzte uns mit einer anständigen Dosis Strahlung. Am aufregendsten an der Gesundheitserziehung war der Besuch im Dresdner Hygienemuseum, weil man dort an vielen Exponaten Knöpfe drücken konnte und es leuchtete dann irgendein Organ auf. Dann gab es dort die berühmten gläsernen Leute, den gläsernen Mann, die gläserne Frau. Sie beeindruckten mich weniger durch ihre körperliche Transparenz als die anbetende Armhaltung. Als riefen sie klagend ihren Schöpfer an: Warum hast du uns so störanfällig gemacht? „Damit du ab und zu die strenge Bettruhe genießen kannst!“, schien die gläserne Frau zu sagen. Mit der Antwort war ich schon zufrieden.

# Altklug

Das Wort gebrauchten die Großeltern.

Altklug.

Zumindest mussten sie wissen, was alt ist.

Ich empfand „altklug“ sofort als diskriminierend, wagte aber nicht zu widersprechen, denn dazu waren die Großeltern taschengeldpolitisch zu bedeutend.

Doch diesmal ging mir das zu weit.

Für Kinder war zur Kaffeetafel der Großmama ein Extratisch aufgestellt worden. Obwohl ich mit anderen Kindern gerade gar nichts zu besprechen hatte.

Das altkluge Kind, als solches ich bisweilen bezeichnet wurde, mochte auch nicht an den Erwachsenengesprächen lediglich teilhaben – es wollte sie leiten!

Die noch unfertige Verkabelung im Kindergehirn, gepaart mit noch nicht ausgetriebener Hemmungslosigkeit, macht es zwar noch unmöglich, den ebenso strukturierten wie platten Assoziationen der Erwachsenen zu folgen. Aber das scherte das altkluge Kind, als solches ich bezeichnet wurde, nicht.

Die meisten Kinder fand ich nun mal langweilig.

Wahrscheinlich interessierte die nicht einmal, wie heiß es in der Ofenröhre war.

Am schlimmsten waren andere altkluge Kinder.

Ich mochte mir schon gar nicht selbst begegnen.

Heute bin ich, wie diese Aufzeichnungen zeigen, dazu bereit.

Um Frieden zu finden mit der Welt, kommt es nämlich, das habe ich herausgefunden, auf eine ganz bestimmte Gleichzeitigkeit an: Man muss sowohl alles richtig benennen, aber auch bereit sind, sich mit allem zu versöhnen.

Also gut: ich war ein altkluges Kind.

Das ist nicht immer schön.

Es fehlte uns aber, wie man auch immer wieder hörte, die Lebenserfahrung.

Unter „Lebenserfahrung“ fassten die Erwachsenen für gewöhnlich sämtliche Enttäuschungen, Niederlagen und Verletzungen zusammen.

Das Wort „Lebenserfahrung“ klang immer bitter.

„Leben ist kämpfen“, sagte zu meiner nicht geringen Erschütterung einmal unser Klassenlehrer mit einem solch heiligen Ernst, das ich zunächst annahm, er habe sich gerade vorhin noch im Lehrerzimmer geprügelt. Vielleicht mit der arroganten Biologie-Lehrerin, wofür ich Verständnis gehabt hätte. Sicher nicht mit dem ebenso arroganten Sportlehrer, weil er sich da von vornherein hätte denken können, dass er die Klopperei verliert.

Natürlich wusste ich schon, dass wir alle kämpfen. Für den Frieden, für den Plan. Aber das war ein gemütliches Kämpfen.

Es gab nichts Fauleres, als auf einem kämpferischen Appell herumzustehen.

Es war nicht so ein Kämpfen, wie es aus dem Lehrermund klang. Als ob wir immer wieder im Leben ganz am Boden liegen könnten, niedergedrückt, fast vernichtet, obwohl wir doch alle die Macht hatten und es von jedem Plakat herab eine Glücksgarantie gab.

„Leben ist kämpfen.“

Irgend etwas lauerte hinter den vielen Glücksversprechen. Und es war nicht der dunkle Feind hinter der Grenze, wo Habgier und Ausbeutung herrschten. Es war das Leben selbst, von dem unser Lehrer sprach, das Leben hinter den offiziellen Lebensbildern.

Diesen Lehrer verehrten wir übrigens. Er organisierte hoch engagiert Klassenfahrten, war streng und gütig zugleich, beseelt von dem, was er lehrte und in der Lage, abendfüllende Filme nachzuerzählen, was er auf Ferienfahrten gern tat, die Mord- und (zeitgemäß sanften)

Splatterszenen sogar ausschmückend. Viele seiner Filmerzählsätze fingen an mit: „Und dann sieht man, wie...“

Er hatte an der Arbeiter- und Bauernfakultät studiert, war ein Quereinsteiger in den Beruf aus sozial unterer Stufe. Er filmte auf den Klassenfahrten mit einer 8-Millimeter-Kamera und zeigte uns (und peinlicher Weise auch den Eltern) die gedrehten Filme.

Den Spruch mit dem Kämpfen brachte er übrigens an, als er uns des täglichen Pausen-Wettrennens zum Schulesen scholt.

Das war nach seiner Ansicht Kämpfen am falschen Platz und aus nicht gegebenem Anlass.

Es war nämlich so: sobald die schrille Schulklingel zur Mittagspause losschrillte, stürzten wir jedes Mal wie entseelt aus dem Schulgebäude, um einen passablen Platz in der Schlange vor der Essensausgabe im gegenüberliegenden Schulhortgebäude zu ergattern.

Es war eine Art Zwangsstörung, eine kleine Massenhysterie.

Außenstehende, die über den Hofzaun das ansahen, müssen gedacht haben, dass im Schulgebäude ein Löwe wütet oder ein Amokschütze, was übrigens weit jenseits unserer Vorstellungskraft lag.

Jedenfalls hatte die Jagd zum Mittagessen die Attribute einer veritablen Panik.

Für einen kleinen blass bedruckten Papierschnipsel gab es Nudeln mit Tomatensoße oder Grützwurst oder gebratene Jagdwurstscheiben oder –Bingo!- Milchreis mit Zimt und Zucker.

Ich habe bis heute nicht die geringste Ahnung, warum jeder von uns unbedingt der erste in der Schlange sein wollte.

Vielleicht hätte es ein Darwin erklären können.

Es gab Gerichte, die ich so, wie sie ausgereicht wurden, gleich wieder abgab. Oder ich hatte sowieso meine Bestecktasche zuhause vergessen und holte mir ersatzweise für das nun nicht löffelfare Essen ein Fünf-Pfennig-Brötchen vom Bäcker.

Wir rannten jedenfalls, als hätte man einen Laufsteg an die „Titanic“ gelegt.

Unser Klassenlehrer, der ab Klingelzeichen nicht einmal mehr die Chance hatte, eine Hausaufgabe anzusagen, hielt dann eines Tages die erwähnte Bannpredigt wider das Hinausstürzen in der Großen Pause, und dass Lebenskämpfe ganz anderer Art seien als unser Pausenquatsch mit dem Mittagsrennen.

Zu nichtig sei der Platz in der Essensschlange, um dafür mit dem auch beobachteten rabiaten Ellenbogeneinsatz zu kämpfen.

Manche stellten auch mal ein Bein oder zogen an Zöpfen. Das war schon heftig.

Vielleicht aber übten wir nur für das Leben.

Irgendetwas in uns ahnte, dass auch in Zukunft nicht alles, wie man so gern erzählte, im Kollektiv erreicht würde, sondern per Einzel-Ranking.

Dieses „Leben ist kämpfen“ erschreckte mich jedenfalls nachhaltig und letztlich wohltuend. Oft im Leben erinnerte ich mich daran, dass es unser Klassenlehrer schon immer gesagt hat.

Damals, in der Menschengemeinschaft.

Also nicht wundern.

## Auch das noch

Schon ganz früh begann ich auch, über den Tod nachzudenken.

Nach wenigen Minuten griff eine riesige schwarze Welle der Verzweiflung an.

Ich merkte, dass ich ganz schnell aufhören muss, mir vorzustellen, dass alles, alles einmal aufhört.

Zum Glück lag alles in meist unendlich scheinender Ferne.

Das Argument, dass man erst ganz am Anfang des Lebens steht, war immer Trost genug, wenn man sogar darüber weinte, dass es so etwas wie den Tod gab.

Wenn Staatsmänner starben, schien das gesamte Leben anzuhalten. Jedenfalls vermittelte das Radio diesen Eindruck, das dann den ganzen Tag lang Trauermusik spielte.

Als meine Oma starb, gab es im Radio nicht die geringste Veränderung der Musikfarbe.

Tod war also Ansichtssache.

Ich gewöhnte mir ab, so oft an den Tod zu denken, denn ich fühlte mich dabei nicht gut.

Das Nicht-wichtig-nehmen macht ihn sofort kleiner, den fiesen Tod.

Und es verdirbt das Jetzt, immerzu an das Letzte zu denken. Je weniger wichtig man das Leben nimmt, umso mehr hat man von ihm. Paradox.

So war es auch entspannter, ohne Angst vor Risiken zu leben, die heute die Menschen schrecken.

Vom Quecksilber habe ich schon erzählt. Aber auch ein Verfallsdatum für Speisen und Getränke existierte praktisch nicht.

Es wurde wegen dieser Unbekümmertheit viel mehr gekotzt als heute.

Man besah die Nahrung ja nur, roch dran und aß es oder ließ es bleiben. Meistens aß man es.

Ich erinnere mich an häufiges Bauchweh, das meist mit der Formel „Zu hastig heruntergeschlungen“ abgetan wurde.

Dabei, ich bin sicher, wimmelte es von tödlichen Keimen. Konservierungsstoffe waren bestimmt noch gar nicht erfunden, um sie vermeiden zu können.

Viele Lebensmittel von damals sahen aus unserer heutigen, bunten, sauberen Welt betrachtet, ungenießbar aus, selbst wenn sie frisch waren.

Der Joghurt war komisch flockig.

Die Wurst war oft nur unwesentlich ungrau.

Milch holten wir in offenen Kannen, in welche es der Milchmann mit der Schöpfkelle goss. In meiner bereits erwähnten naturwissenschaftlichen Phase versuchte ich, die Gesetze der Fliehkraft zu studieren, indem ich die Milchkanne einmal vertikal im Kreis herumschleuderte, ohne das Milch hinausfiel. Gelegentlich gelang dies. Es diente auch dazu, meine zwei Jahre jüngere Schwester zu beeindrucken, was aber eigentlich nie recht gelang.

Der Milchmann kniff mir manchmal in die Wange. Das sollte er sich mal heute erlauben! Einmal war im Wechselgeld ein Groschen mit einem Hakenkreuz hinten drauf. Mitten in den Sechzigern. Meine Mutter schimpfte fürchterlich, und ein Teil des Schimpfes fiel auf mich und meine Schwester, die wir nicht vor Ort die Ungültigkeit der Münzen beanstandet hatten.

Eines Tages gab es die Milch nicht mehr in Kannen oder Flaschen, sondern in schwabbeligen Tüten, aus denen man oft viel mehr Milch unterwegs verlor, als meine Fliehkraftexperimente gekostet hatten.

Mit Essen spielt man nicht. War und ist ein in Grenzen berechtigter Spruch. Aber das Kind lernt, wenn es spielt. Es hat anders Hunger.

Zwischendurchwasessen war übrigens absolut dekadent! Wenn nicht unerhört. Der Einfachheit halber fragten wir bei den Eltern nicht nach, von denen man eh nur hören würde: „Es gibt doch bald Mittag.“

Und wenn da noch zwei Stunden waren.

Dann eben einmal mehr für nur Fünf Pfennig beim Bäcker ein wunderbares ofenfrisches Brötchen kaufen und man soll niemandem glauben, der meint, man würde es sich einbilden, dass diese besser geschmeckt haben als die auf Optik getrimmten Krümeldinger von heute. Ich habe nach Jahrzehnten lediglich in Portugal und Mexiko in Brötchen gebissen, die schmeckten, wie sie

schmecken müssen. Singuläre Erlebnisse, die aber ausreichen, mich innerlich zu legitimieren. Es gibt sie doch!

Eine solche Erkenntnis ist in einer Welt voller Täuschungen sehr wichtig. Jeder möge sich an Verluste erinnern, sonst ist er selbst verloren.

Zwischendurchwasessen war also Sünde, und wir behelfen uns auch durch milden Diebstahl bevorzugt unreifen Obstes.

Es wuchs an der Chaussee oder eben in Kleingärten. Dem Urzustand der Natur noch nahe beinahe wie die Tiere, nahmen wir uns einfach, was wir brauchten. Zum Genuss der Früchte kam der Genuss der Übertretung hinzu.

Aber Angst war auch im Spiel. Unrechtsgefühl, oder?

Ja, was denn nun?

Schon bei so einfachen Geschichten stellt sich die Unsicherheit des späten Erzählens ein. Wie war das wirklich? Ist doch erst fünfzig Jahre her? Ich hätte mal damals alles aufschreiben sollen. Vieles habe ich auch aufgeschrieben, aber lauter idiotischen Kram, wenn ich das so durchgucke.

Also habe ich damals gar nichts so erlebt wie ich heute es erlebt zu haben mich zu erinnern vorgebe? Ja, man kann ganz schöne Verbalkonstruktionen auftürmen in diesem Zusammenhang:

Wie ich glaubte, es erinnern sollen zu müssen.

Wie ich mich meine, erinnern glauben zu können...

Blödhheiten behält man glasklar.

Dass ich mal vor Lachen nicht weglaufen konnte, weil ein Opa einen Kohlrabi als Waffe schwang. Das Wort „Ent-Sinnen“ macht hier Sinn. Blödhheiten zum Thema „Essen“. „Komm, wir fressen eine Leiche – du das Harte, ich das Weiche.“ Das gehörte zum Liedgut im Ferienlager, das ich nicht mochte, weil die Zelte keinen Komfort hatten und eben überhaupt alle so grob waren.

Beim ersten Mal kam ich außerdem mit wildfremden Jungs zusammen, die mich sofort zur Zielscheibe des Hänselns kürten. Heute sagt man „Mobbing“, aber es ist seit ein paar Tausend Jahren das Gleiche.

Noch heute empört mich das Bedürfnis der Menschen, eine Zielscheibe für ihre Verachtung zu brauchen. Der Mensch will immer erhoben sein über andere, um die Angst zu betäuben, selber minderwertig zu sein.

Ich dachte lange, dass Mädchen nicht so rüde wären. Sie sangen immerhin das Lied vom Leichenfressen nicht.

Sie sprangen aber mit verdächtiger Verbissenheit über an den Beinen gespannte Gummischnüre.

Das hieß „Gummitwist“, und seit ich da mal mitmachte, guckten mich die anderen Jungs schief an.

Ich glaube, die Angst, für unmännlich zu gelten, ist die einzige Angst, die heterosexuelle Jungs haben dürfen und umso markanter ausleben.

In meinen allerersten Schulzeugnissen standen Sätze wie „Mit seinen Mitschülern findet Frank nur schwer Kontakt“ und „Frank ist sehr ernst und beteiligt sich kaum an den Spielen der Klassenkameraden“.

Das war eindeutig kritisch gemeint.

Also feuerte ich fortan, um mich pflichtgemäß zu beteiligen, beispielsweise auch Prügeleien an.

Immerhin musste man nicht gleich selbst mitprügeln.

Vollkommen glasklar war mir, dass man mit diesen Rüpel'n keine Gesellschaftsutopie würde verwirklichen können.

Ich sah sie sich um ein paar Glasmurmeln kloppen und erinnerte mich daran, dass unser Klassenlehrer für den Lebensfall der kommunistischen Gesellschaftsordnung die Abschaffung des Geldes in Aussicht gestellt hatte.

Da hatte die gesellschaftliche Evolution aber noch viel zu tun.

Doch nie hätte ich das Projekt innerlich begraben können, denn dann wäre alles um mich herum eingestürzt: der Sinn des Lernens, die Perspektive des Handelns. Es war undenkbar und ist es eigentlich noch heute, dass man ziellos leben soll oder lediglich beschränkt auf Konsumziele. Ich konnte nicht leben, ohne etwas Höheres anzustreben, so sehr die Zweifel daran wuchsen, dem Höheren auch nur um ein Fußbreit näher zu kommen.

Heute schlagen sie sich für ein bisschen Kram die Zähne ein, aber übermorgen werden sie schon einsehen, dass sie freiwillig arbeiten und der weisen und gerechten gesellschaftlichen Verteilung der Güter im kommunistischen Paradies vertrauen.

Völlige Gleichheit! Reichtum für alle! Lachen von früh bis spät!

Mondflüge, Rinderoffenställe und Atomkraftwerke, hilfreiche Roboter und Elektronenhirne überall! Und vor allem: der Neue Mensch.

Denn mit den meisten Typen aus meiner Klasse war, wie man sah, nicht viel Zukunft zu schaffen. Mit den Gummitwistmädchen auch nicht.

Doch ganz allein war ich mit meinen Illusionen, der Utopie glauben zu dürfen, auch nicht.

Es gab schon ein, zwei andere Jungs in der Ferienlagergruppe zum Beispiel, mit denen man abends in die Sterne schaute und von der wunderbaren Zukunft träumte, die für uns bereits organisiert worden war.

Viele Kinder, lernte ich bald, waren durch Westpakete vollständig desillusioniert und vom Neuen Menschen mit jedem Seifenpäckchen etwas weiter entführt worden. Während ich erleben wollte, wie das Geld abgeschafft wird, wollten sie nur möglichst viel davon, Westgeld am besten.

Ihre lautstarke Forderung nach der D-Mark erschien eines Tages unter dem Label „Revolution“.

Vielleicht sind Nichtshabende immer etwas offener für Gesellschaftsentwürfe ohne größere Besitzstände.

Während meiner gesamten Kindheit besaß ich einmal einen Dollar und einmal eine Westmark.

Den Dollar schenkte mir mein Großvater für meine im Aufbau befindliche, lehrreiche Münz- und Geldscheinsammlung. Für diese durchaus ehrgeizig gepflegte Sammlung schien mir der Dollar allerdings entbehrlich. Ich besaß mehrere Hundert-Millionen-Mark-Scheine aus den Zwanziger Jahren, da konnte dieser eine Dollar ruhig dem Intershop im Schweriner Hauptbahnhof zugeführt werden. Er ließ sich gegen eine beachtliche Menge Kaugummi eintauschen.

Die Westmark schenkte mir eine alte Dame, der ich in Dresden aus dem Interzonenzug aus Hamburg heraus geholfen hatte. Diese D-Mark setzte ich sehr eigentümlich erst einige Jahre später ein, als ich etwa Sechzehn war. Ich brauchte dringend, und dergleichen war nicht zu haben, ein sauberes Klo auf dem Leipziger Hauptbahnhof und fragte mit der Westmark in der Hand den Klowächter, ob es... und weiter brauchte ich nicht zu reden, sondern wurde in ein höchst komfortables WC geführt. Manchmal denke ich heute, ich habe das nur geträumt, so sauber war es da. Oder war es nur relativ sauberer?

Aber, wie gesagt, trotz Kaugummi- und WC-Erfahrung zweifelte ich wohl, aber nie völlig an der letztendlichen Überlegenheit des Kommunismus.

Ich glaube, ich wollte einfach nicht wahrhaben, dass das, was man das Leben nennt, nur ein sinnloses Herumkrauchen und Raffen und Hamstern wird.

Amerikanische Kaugummis gab es merkwürdiger Weise auch in der Tschechoslowakei. Das hätte mich stutzig machen müssen.

Über die Tschechoslowakei hielt uns im Ferienlager eines Morgens der Lagerleiter einen grimmigen Vortrag. Ich verstand gar nichts. Nur, dass wir den Freunden zu Hilfe kommen würden, die momentan ein wenig in der Minderheit wären.

Beziehungsweise wusste womöglich die Mehrheit der Menschen in der ČSSR gar nicht, dass sie Hilfe brauchte. Vorausdenkend, vorausseilend gewährte man sie, aber mir war nicht wohl dabei.

Schon der Ingrim, mit welchem dieses auf dem Fahnenappell verkündet wurde, erschloss sich nicht recht. Wenn ich Freunden helfe, dann doch mit Freude, oder?

Ich erinnerte mich allerdings auch daran, dass ich einmal in einer Schulhofecke von einem schulberücktigten Raufbold mit Faustschlägen in Magen-und Lebergegend traktiert wurde, damit ich, wie er sich ausdrückte, „lieber man schön sein Freund sei“.

Ihn habe ich wenigstens nicht wieder gesehen.

Vielleicht hat man ihn sogar von der Schule genommen. Mir selbst waren in der Hofpause keine Freunde zu Hilfe geeilt, aber ich wollte ja, wie schon erwähnt, so viele davon gar nicht haben.

Nahm man der Tschechoslowakei etwa übel, dass sie amerikanische Kaugummis importierte?

Verdarb sie damit den Neuen Menschen?

Die Menschen machten besorgte Gesichter im Sommer 1968, sprachen aber wenig mit uns Kindern, ich war elf, darüber.

Mein Vater, damals Angehöriger der Polizei, hatte Angst, als Sudetendeutscher da wieder einmarschieren zu sollen.

Zweifel an der Erschaffung des Neuen Menschen hätten mir auch angesichts der Unbelehrbarkeit unseres Wellensittichs kommen können, dem ich das Knabbern an der Tapete abzugewöhnen hoffte. Selbst diese einfache Besserung eines kompakten Tieres misslang. Wenn der kleine Vogel den Kopf schief hielt, schien er meinem Mantra „Nicht Tapete knabbern! Nicht Tapete knabbern!“ andächtig zu lauschen. Doch wenig später stürzte er sich mit alter neurotischer Lust auf die Wand und hackte besessen auf sie ein.

Der Neue Wellensittich war auch eine Illusion.

Nicht einmal sprechen lernte er.

Wohl, weil es ein Weibchen war, was man jugendfrei an der Farbe der Nase erkennen konnte. Er würde mein Mantra also nicht einmal nachplappern, ohne es zu verstehen. Dabei hätte bereits dies mir einige Befriedigung verschafft.

Ohne jede Läuterung und geistige Reife verschwand der Wellensittich eines Tages durch ein versehentlich zu seiner Freiflugstunde geöffnetes Fenster. Als er es bemerkt hatte, ließ er augenblicklich von der Tapete ab.

Er besaß also doch so etwas wie eine Wertehierarchie.

Er zog die kalte, nasse Welt ohne Tapeten unserem pädagogischen Kinderzimmer vor.

Besonders leidvoll am Verlust unseres Haustieres war, dass wir nichts hatten, um es in einem Schuhkarton feierlich im Garten zu beerdigen. Wir blieben in der Ungewissheit zurück, wie viele Tage das Tier wohl in der feindseligen Freiheit würde überleben können.

Dennoch erinnere ich mich daran, dass uns mein Vater für den Garten ein kleines Gedenkkreuz zimmerte.

Aus Resten von Tapetenleisten.

# Nachts ein Vogel

Radio Tirana war aufregender als Westradio.

Aber das war elektromagnetisches Nachtleben.

Ich unter der Bettdecke mit meinem kleinen ersten Radio.

Tags waberte Radio Luxemburg mit seinen fröhlichen Wellen kurzweilig knarzend über den Ostseestrand.

Nur wenige hörten die Radio-DDR-Ferienwelle. Alle paar Minuten schien ein atomarer Sonnensturm über Luxemburg hinweg zu rasen. Die supernetten Moderatoren ersoffen in einem fürchterlichen Schnarren und Knarzen. Unverdrossen empfahlen sie ungreifbares „Wicküler-Pils“. Radio Tirana gehörte zu den Gespenstern, die ab Einbruch der Dunkelheit auf der Mittelwelle erwachten. So ab 900 Kilohertz ging es los. Lauter Dämonen. Deutscher Freiheitssender 904, der wie der Deutsche Soldatensender „von uns“ kam, wie jeder wusste, bis auf besonders naive Adressaten im Westen.

Eine Frau verlas auf dem Freiheitssender mystische Botschaften a la „Eichhörnchen meldet: das Nest ist bereit.“

Radio Moskau schwang nebenan die Kremlglocke.

Der Vatikan murmelte dazwischen. Und „Alles Faschisten!“ krächte mir, auf deutsch, Radio Tirana ins Ohr.

Ich lag abends wach und hatte mein ganz kleines, tolles Radio am Ohr, ein „Kosmos“, hergestellt in der Sowjetunion.

Wo nach Sicht der albanischen Kommunisten von Radio Tirana die Abweichler die Völker knechteten, schlimmer als die schlimmsten Imperialisten. Ich nahm mir vor, bei Gelegenheit wenigstens mal zu gucken, wo Albanien liegt.

Ich bemerkte besorgt, dass durchweg alle im Äther der Meinung waren, Recht zu haben. Oder wenigstens der Ansicht waren, besser zu sein als alle anderen.

Auch Radio Luxemburg vertrat derlei mir verdächtig scheinende egozentrische Ansichten, aber wenigstens in fröhlichem Ton vorgebracht.

Aber die gute Laune war langweiliger als der Kalte Krieg im Äther, der offenbar mehr Fronten hatte als ich immer dachte.

Die Stimmen klingen oft angestrengt, gefühllos und mechanisch. Man sagte „sonor“. So müsste man heute „Sie haben ihr Ziel erreicht“ sagen.

Nachts flog ich jedenfalls durch die Welt mit meinem „Kosmos“.

Freiheit unter der Bettdecke.

Interessant auch, wenn zwei Sender auf der gleichen Frequenz um die Lufthoheit rangen. Schade war es, wenn etwas Schönes atmosphärisch schwand, wie etwa die bums-vergnügte Show „Allein gegen alle“ mit Hans Rosenthal. Nach einer Weile kehrte er aus dem Sumpf des Rauschens und Knatterns zurück.

Manchmal schlief ich ein mit dem kleinen „Kosmos“ am warmen Ohr, und rätselhafte Signale aus dem All prasselten noch lange durch die Erdatmosphäre auf mein Bett.

Am klügsten schien mir schon früh das dumme Zeug zu sein. Am Sonnabendnachmittag das „Programm ohne Programm“ vom Gemeinschaftsprogramm des NDR mit dem WDR. Des wundervoll glühenden Radiomanns Hermann Hoffmanns „Kleine Dachkammermusik“, leicht konsumierbar.

Aber ich hörte da auch zum ersten Mal einen Mann, der seine Geschichten oft mit „Hagenbuch hat jetzt zugegeben...“ anfang. Ich verstand nicht, was dieser Hüsch meinte, aber ich verstand, dass er mehr meinte als Moskau, Luxemburg und Tirana zusammengenommen.

Ein Klassenkamerad erzählte mir, dass es ihm ein Leichtes wäre, ein normales Radio zu einem Mittelwellensender umzubauen. Das gefiel mir außerordentlich. Kinder haben eine angeborene Neigung zum Verbotenen. Sie bemerken bereits, dass die Regeln um sie herum einengen und sind neugierig, ob es nicht heimliche Ausgänge gibt.

Also ein Piratensender, das war doch was.

Mein Mitschüler war überdies im Besitz eines famosen „Smaragd“-Tonbandgerätes. Was allein ihm fehlte, war die leiseste Begabung, Inhalte zu erfinden, und da konnte ich nun wirklich aushelfen. Wir waren eigentlich das ideale Team. Natürlich wäre es gefährlich, wenn man uns auf die Schliche gekommen wäre. Aber dazu hätte der Sender funktionieren müssen.

Jedenfalls gelang es mir an keinem Ort, nicht einmal einen Meter neben dem umgestrickten Radio, das gerade ausgestrahlte Tonband mit allerlei gespielten Witzchen in meinem „Kosmos“ zu empfangen.

Schon mein Klassenkamerad empfing nichts, obwohl er das Tonband aus dem Lautsprecher des „Smaragd“ hörte.

Er lachte nicht ein einziges Mal über meine tollen Witze. Was war los?

Warum fand er das nicht komisch?

Wir sprachen, aus konspirativen Gründen, nie wieder davon.

Zur Jugendweihe bekam ich ein größeres Radio, mit dem ich vorwiegend UKW-Sender hörte. Die Welt schrumpelte damit auf die DDR und verbrauchte NDR-Programme zusammen. Tirana war besiegt.

Ich habe übrigens nie einen richtigen Albaner getroffen. Bis heute nicht. Es bleibt für mich ein ätherisches Volk. Mittlerweile sind sie vielleicht sogar mit sich selbst über Kreuz. Oder leben in einem Mittelwellenreich, das ich verlassen hatte.

## Auftritt Kiste

Aber was erzähle ich hier von der Magie des Radios und am Ende noch vom „Magischen Auge“, dem zuckenden, runden, grünen Licht im Wohnzimmerradio. Röhrenromantik.

Es besetzten neuartige Elektronenstrahlröhren die Wohnzimmer der Erdlinge, um ihre Blicke einzusaugen, ihre Freizeit, ihre Begeisterungsfähigkeit und ihr Suchtpotenzial.

Ein tückischer, kleiner Meiler hatte eines Tages im Jahr 1963 den Gummibaum aus der Ecke im Wohnzimmer verscheucht.

Man nahm den im Ratgeberteil der Zeitung zu lesenden Hinweis wichtig, zu diesem Meiler mit seiner Elektronenstrahlröhre unbedingt zusätzlich eine kleine Lampe einzuschalten, auf dass man sich nicht die Augen verderbe.

Die Lampe tat auch gute Dienste, wenn der kleine Meiler mal dunkel blieb.

Das geschah, zugegeben, seltener, als dass er zu hell war und die Wirklichkeit zum Beispiel plötzlich zu Zöpfen aus schwarzweißen Streifen zusammenflocht. Aber erst einmal waren Freude und Stolz über den Bildkasten übergroß.

Er muss sehr teuer gewesen sein, denn meine Eltern berührten ihn enorm vorsichtig, wie Priester ein kostbares, wundertätiges Reliquiar.

Mein Vater blätterte in der Gebrauchsanweisung, meine Mutter sortierte die Zimmerpflanzen neu, die der Meiler verdrängt hatte.

Es galt unausgesprochen als abgemacht, dass das Gerät fortan die abendliche Freizeit dominierte. Wachablösung des Radios.

Doch dazu musste man es einschalten.

Rrrumms!

Nichts.

„Das ist normal,“ sagte Vati.

Tatsächlich.

Nach einer der längsten Minuten meines Lebens hörte man ein Rauschen, wie von einer ewigen Meereswelle, die nicht branden will. Und dann erbleichten nach einer weiteren Minute unsere Gesichter zum ersten Mal im fahlen Licht der Röhre.

Das Bild passte zum Rauschton. Schnell fanden wir dafür das Wort „Schnee“.

Mein Vater knatterte „Rrrumms-rrumms-rrumms!“ den Kanalwähler durch und schob die Zimmerantenne auf dem Meiler hin und her.

Und auf einmal war das Testbild da. Ein wunderschönes Muster aus Flächen, Kreisen, Eckchen und Linien. Es gehört zu den Bildern, die ich vermisste, seit das Fernsehen rund um die Uhr bewegte, aber meist unbewegende Bilder sendet.

Zum Testbild war der ruhige 1000-Hertz-Pfeifton zu hören, den der Leser schon von unfreiwilligen Kopfbällen meiner Fußball-Zwangssozialisierung kennt.

In der berechtigten Erwartung, das zu späterer Stunde etwas anderes als das Testbild würde zu sehen sein, wurde alles daran gesetzt, den Schnee vom Bildschirm zu entfernen.

Es war ein ganz neuartiges Erlebnis, das Familienoberhaupt in nicht gekannter Unterwürfigkeit mit der Antenne in der Hand die Wand entlang gehend zu beobachten, begleitet von Ausrufen meiner Mutter wie „Bild gut, Ton weg!“ oder „Schatten!“ oder „Unscharf!“

Es hatte etwas neuartig Knechtisches, wie ich es erst wieder an mir selbst beim Installieren von Windows sehen würde.

Die Dinge begannen, Besitz zu nehmen.

Wache Gemüter hätten gewarnt sein müssen. Mein Vater würde im Weiteren noch mehr Leiden auf sich nehmen, bis hin zum veritablen Stromschlag am Innenleben des Kastens, wenn er Röhren tauschte mit wechselndem Erfolg.

„Wieder Streifen!“, riefen wir nach kurzem Sehgenuss alle mal wieder. Das Bild war zu horizontal wirbelnden Zöpfen verdreht. Es zwirbelte nervös, während der Ton gar nicht verdreht war. Ton war offenbar einfacher.

Gegen das Eigenleben des Bildes drehte mein Vater zuerst an den Knöpfen auf der Vorderseite, der Kanalfeinjustierung zum Beispiel. Doch meistens mussten die Knöpfe an der Rückseite ran. Oder, noch abenteuerlicher: Stellschrauben im Inneren des Gerätes.

Das Diabolische an den Hinterknöpfen war, dass der daran Drehende nicht sehen konnte, ob sein Mühen fruchtete, ja, er sah nicht einmal mehr seine Hand.

Der Knopfdreher war also ebenso Stromschlaggefährdet wie auf die Zurufe des Publikums angewiesen, während er in orthopädisch ungesunder Stellung hinter den dicken Kasten griff und im Dunkel der Rückwandigkeit nach kleinen schwarzen Nippeln tastete.

Hatte man hier wieder etwas erfunden, um die Menschen zu einer Gemeinschaft zusammen zu schweißen? Verlangte hier auch die Technik den Schritt „vom Ich zum Wir“, wie es in der Werbung für Produktionsgenossenschaften des Handwerks, abgekürzt PGH, hieß?

Eine PGH war übrigens immer auch für die Reparatur dieser Kästen zuständig, wenn sowohl das Drehen der Knöpfe auf der Vorderseite wie auf der Rückseite nichts geholfen hatte. Vom Ich zum Wir zur Werkstatt.

Anfangs staunte man amüsiert über die Entzugserscheinungen, welche ein zur Reparatur eingeliefertes Gerät in der Familie verursachte.

Langeweile, widerwillige Rückkehr zum Radiohören auch am Abend. Gemeinsames Erleben des Nichtserlebens.

Das war neu und auch ein wenig lächerlich, weil es alle erlebten. Wir waren also nicht verrückt, wenn wir es nicht alle waren. Aber können alle Menschen gleichzeitig verrückt sein? Wer bleibt übrig, sie verrückt zu nennen?

Gern liefen auf dem Fernseher die in der Diagonale 28 Zentimeter breiten Bilder Bild für Bild von oben nach unten.

Die Schauspieler stürzten in die Tiefe, scheinbar durch den Kasten durch, abwärts zu den Nachbarn unter uns, die noch keinen solchen Kasten besaßen.

Einmal kamen sie, um einen Blick auf das gerade korrekt laufende Fernsehgerät zu werfen. Ich sehe sie noch mit verkniiffenen Lippen in der Tür zum Wohnzimmer stehen. So standen unsere Ahnen am Eingang der Drachenhöhle.

Die schmallippigen Nachbarn sahen aus, als wenn sie etwas im Schilde führten. Heute bin ich mir sicher, dass sie an den Empfang entfernter liegender Sender dachten. Damals war das in unserer Familie noch kein Thema.

Mein Vater tat Dienst in der Marine, da durfte eine Außenantenne nicht den Empfang des gegnerischen Fernsehens verraten. Wir blieben daher bei der Zimmerantenne, mittels derer mir es immerhin später in Schwerin gelang, bei gutem Wetter über den ideologischen Gartenzaun zu blicken.

Die Menschen ließen sich jedenfalls, was auch immer sie zu sehen hofften, nicht vom abweisenden Stolz der neuen Technik abstoßen.

Etwas sagte ihnen, dass sie ab sofort einen beträchtlichen Teil ihres Lebens vor Gerätschaften verbringen würden. Rasch verspürten die Menschen vor allem Dankbarkeit, sich keine Alternativen der Zeitausfüllung einfallen lassen zu müssen.

Später haben Soziologen die Kiste mit dem Lagerfeuer unserer Vorfahren verglichen.

Nur muss man eingestehen, dass dieses eine höhere Funktionalität besaß, denn es wärmte und garte Speisen. Nun, dafür gab es beim Lagerfeuer allerdings auch immer das gleiche Bild.

Ich vermisste als Kind lange nichts im Programm des einzigen Kanals, der zu empfangen war. Ich war glücklich mit den Kinderfiguren wie Meister Nadelöhr, Pittiplatsch, Fuchs und Elster und der ganzen wirklich hübschen Märchenwelt, die man für uns erfunden hatte. Und das Sandmännchen natürlich nicht zu vergessen, das jeden Abend mit einem anderen Fahrzeug anreiste, während wir gar keines besaßen.

Der Sandmann kam immer zu anderen Leuten, um fernzusehen, ein bisschen wie unsere schmallippigen Nachbarn.

Offenbar schienen den Sandmann auch allerlei vermögende Personen zu mögen und stellten ihm sogar Weltraumraketen zur Verfügung, nur damit er ihnen Sand in die Augen streuen konnte, um in Schlaf zu sinken. Ein Erwachsener halt, der wollte, dass wir Kinder Ruhe geben.

Die Stars waren für mich Fuchs und Elster, welche, genau besehen, eine Persiflage auf die Bürgerlichkeit waren. Der formell höfliche, aber natürlich verschlagene Fuchs mit der Grantigkeit eines Hausmeisters und die eitle, besitzorientierte Elster mit liebenswürdig gestriger Eleganz. Das war die lächerliche Bourgeoisie, wie man sie aber auch lieb gewann. Die beiden waren jedenfalls lustiger als der überdrehte Kobold Pittiplatsch. Massenkompatibler Flachgeist. Nichts für mich. Besonders aufregend fand ich es, wenn sich der Märchenwald bereits im winterlichen Gewand zeigte, während es in meiner Wirklichkeit noch nicht geschneit hatte. Schnee war Verwandlung, Zauber, Vergnügen. Wenn es nicht der analoge Störungs-Rausch-„Schnee“ war.

Die Nadelöhr-Idylle wurde irgendwann kaputt gemacht, als aus Gründen der politischen Korrektheit ein Bär mit dem russischen Namen Mischka zwangsadoptiert wurde.

Unbehagen von Anfang an hegte ich auch gegen eine Frau Pupp doktor Pille, die allerhand hygienische Ermahnungen gab, die man meistens schon kannte. Zähne richtig putzen, Hände waschen. Ich konnte schwerlich einer Medizinerin Ratschläge abnehmen, die offenkundig noch an Puppen übte. Man sah auch keine mörderischen Instrumente im Hintergrund in ihrem Behandlungszimmer. Und dann sang sie auch noch! Die taugte nichts.

Kein Vergleich zur Fachkompetenz des Professor Flimmrich, der wirklich eine kluge Brille auf hatte und nicht so ein albernes Nasenfahrzeug wie die Frau Pupp doktor. Der was von Filmen verstand, von Filmrollen und Filmschnipseln umzingelt war, nur allerdings nicht zu bemerken schien, dass er die gleichen Filme immer wieder präsentierte, als habe er sie soeben entdeckt. So lernten wir Respekt vor Dementen.

Sympathisch war mir auch diese Annemarie, denn einen Teddy, wie sie ihn hatte, besaß ich auch, und eigentlich kam die Annemarie aus dem Hauptabendprogramm der Erwachsenen, als dort dann allerdings teddylose Ansagerin. Sie rekrutierte uns also bereits zur Sandmännchenzeit um Zehn vor Sieben für die späteren Abende. Sie hatte aufregende Frisuren, eine richtige Dame von Welt hätte sie sein können, ohne den etwas hässlichen Teddy.

Manchmal wurden wir Kinder abends übrigens aus dem Bett gerufen, weil es etwas im Fernsehen gab, was wir nicht verpassen sollten, einen Komikerauftritt oder etwas Hintergründiges zu unseren Kinderfernsehlieblingen. Niemand sonst außer der Fernseher besaß die Macht, uns nach offizieller Gute-Nacht-Sagung aus dem Bett zu holen! Vielleicht, wenn das Haus gebrannt hätte. Höchstens. Eines Tages wanderte im Zuge einer Neuanschaffung fürs Wohnzimmer der 28-Zentimeter-Fernseher „Weißensee“ ins Kinderzimmer, war aber schon uncool genug, um dort andauernd zu laufen.

Im Wohnzimmer hatten wir nun bereits 43 Zentimeter Bildschirmdiagonale. Schwarz-weiß, versteht sich.

Es ist ja mit der Technik immer gleich. Sie rückt entweder immer näher (wie die Uhren) oder wächst (wie die Bildschirme).

Als meine Eltern abends ausgegangen waren, fand ich für die Zimmerantenne eine Position, die es erlaubte, Westmenschen durch den Schneesturm des Bildrauschens waten zu sehen. Sie hießen Rudi Carrell oder einfach nur Marie-Luise, letztere in der NDR-Schaubude. Sie schickte mit ihrem Begleiter, einem Herrn Müller, immer am Ende der Sendung Grüße in drei Kaffs im Osten.

Ich spürte irgendwie, dass Annemarie, wenn ich Marie-Luise traf, sauer auf mich war.

Die Pupp doktorsche würde von wegen historischer Hygiene vielleicht sogar völlig ausflippen, und der Märchenwald trüge nun Trauer. Nur Frau Elster würde mich verstehen.

Vor einigen Wochen hatte ich den Schaltplan unseres gerade erst zwanzigjährigen Fernsehers wiedergefunden. (Der dann schon an die 70 Zentimeter Diagonale hatte.)

Er vermittelte einem immerhin noch sehr das Gefühl, dass einem auch gehört, was man kauft. Und das, so dachte ich, hielt man damals für eine Selbstverständlichkeit. Den Fernseher durften, ja mussten wir, wie man las, aufschrauben und nach Herzenslust Röhren tauschen.

Den Schaltplan des alten Kastens hebe ich auf. Es ist eine Erinnerung an die Zeit der Mündigkeit des Eingriffs einerseits, aber auch der Anfälligkeit von Funktionalität.

Der Flachbildschirm von heute funktioniert tadellos, aber so richtig wissen wir nicht, wie da drin überhaupt das Bild zustande kommt. Über die Elektronenstrahlröhre war ich noch einigermaßen im Bilde.

Auch die Abschaffung des Drehknopfes hat etwas mit uns gemacht.

Die Kisten finden heute von selber die Sender, wenn man irgendein „Scan“ entert. Es ist so, als würden ein Polarforscher per Navi zu allen Forschungsstationen geführt, während wir noch, ja buchstäblich, durch den Schnee stapften und suchten.

Annemarie, bist du das?

Rudi?

# Meine virtuellen Freunde in London

Mitten im faulenden Imperialismus vegetierten übrigens die zwei Hauptfiguren des Fernseh-Englisch-Sprachkurses Tom und Peggy.

Englisch konnte ich nach Russisch als zweite Fremdsprache lernen, und eben eskortiert von diesen Lehrbuch- und Fernsehfiguren.

Die beiden verdienen insofern eine besondere Würdigung, als es sie eigentlich gar nicht geben dürfte.

Denn obgleich sie als gewerkschaftlich Organisierte und überhaupt links Engagierte kein gutes Haar am Kapitalismus ließen, schien es den beiden verdächtig gutzugehen.

Sie liebten ihre furchtbare englische Küche und die Bräuche der Heimat und hatten eine nette Wohnung, in welcher sie sich des Mieteneintreibers, des rent collectors erwehrten, den sie mit britischem, aber korrektem Arbeiterhumor eine Zitronenpresse (lemon squeezer) nannten.

Merkwürdig an Tom und Peggy schien mir, dass sie aber in all der imperialistischen Bedrängnis doch eigentlich immer lächelten und gut gelaunt waren.

Mit einer Vokabel haben mir die beiden später mal richtig Ärger eingebrockt. Als ich nach der Wende in einem Restaurant in Miami die Kellnerin mit dem einst bei Tom und Peggy gelernten „Waitress!“ rief, nahm jene mir diese Anrufung feministisch äußerst übel. Wütend zeigte sie auf ihr Namensschild, und ob ich nicht lesen könne, dass sie Shirley heiße und auch so gerufen werden möchte. Das sei nämlich privat und nett und menschlich, und ich war froh, als ich wieder draußen war.

Lange noch blieb ich misstrauisch, wie weit ich dem Wortschatz von Tom und Peggy trauen könnte. Heute müssten die beiden auf die Siebzig zugehen. Ihre sozialistischen Träume haben sich nicht erfüllt, aber plum pudding essen sie bestimmt noch immer.

Mein Großvater versuchte übrigens, mich davon zu überzeugen, dass es sinnvoller sei, Esperanto zu lernen, jene künstliche Sprache, die immer klang, als wollte da jemand gar nicht Fremdsprachen lernen. Später erfuhr ich, dass die „zuständigen Organe“ auch die Esperantisten sehr misstrauisch beäugten, denn diese Weltsprache hatte etwas Systemübergreifendes, Kosmopolitisches.

„Suspektinda“ sagt man auf Esperanto, wenn man „verdächtig“ meint.

„Suspektinda“ war eigentlich alles.

Und wenn ich immer wieder betone, wie unpolitisch das Leben meistens verlief, dann sahen das damals natürlich die „zuständigen Organe“ ganz anders.

Ich habe mich darum als Kind ganz und gar nicht gekümmert.

Der Gedanke, dass mich eine Behörde beobachtet, existierte lange nicht.

Die Schwierigkeit, das Land meiner Kindheit und Jugend zu verstehen, liegt eben in dem, das ich schizophrene Bipolarität nenne.

Diese verrückte Zweipoligkeit durchdrang das ganze Leben, damit das Land anschließend unerklärlich blieb, was möglicherweise gewollt war.

Schizophrene Bipolarität ist ganz einfach und ist beschreibbar mit einigen Sätzen, die mit „obwohl“ anfangen.

Also:

Obwohl Misstrauen eigentlich angebracht war, erzählten sich die Leute im Privaten einfach Alles.

Obwohl eine ordentliche Diktatur von Angst dominiert sein sollte, hatte niemand Angst um Arbeitsplatz und (wenn erst einmal errungen) Wohnung.

Obwohl man mit der Diktatur die Knute verbindet, wurden Arbeitspausen unbekümmert wie später nie wieder überzogen.

Wenn die Sekretärin aus dem Bürofenster sah, dass Menschen Südfrüchte aus der Kaufhalle trugen, sah jeder ein, dass sie eine halbe Stunde schwänzen musste.

Da fällt mir noch ein, dass Apfelsinen das Schönste am Krankenhaus waren, in das ich 1965 im Alter von acht Jahren mit Gelbsucht musste. Eingefangen hatte ich mir diese ja wahrscheinlich bei einem Freundschaftstreffen auf dem Klo der sowjetischen Schule der Garnison.

Seit einigen Wochen hatte ich in der so genannten R-Klasse besonders früh Russischunterricht, brachte aber keinen russischen Satz zustande. Die sowjetischen Jungs wollten auch keinen hören. Sie saßen mit ihren roten Halstüchern (russisch: Galstuch) ernst und gelangweilt am Tisch, sprachen nur mit ihresgleichen und schlürften ihren Kakao.

Die Mädchen hatten alle Zöpfe mit großen Schleifen. Sie schienen mir noch lauter zu sein als unsere Mädchen.

Mir schwante, dass man Freundschaft nicht inszenieren kann.

Die Toiletten waren nicht nur schmutzig, sondern noch so konstruiert, dass man im Stehen auch das große Geschäft verrichten sollte. Offenbar musste das den russischen Kindern auch nicht so besonders glücken, denn Gelbsucht wird durch Schmierinfektion übertragen.

Ich wurde gelb wie ein Chinese und sank in tiefes Fieber, aus welchem ich, wie mir berichtet wurde, die wenigen russischen Gedichte wiederholte, die wir bereits gelernt hatten.

„Nina, Nina, tam kartina, eto Traktor i Motor.“ Selbst aus dem Munde eines Seuchenfiebrigen muss sich das dämlich angehört haben. Nina, Nina, dort ist das Bild. Das ist ein Traktor und ein Motor.

Im Krankenhaus wurden die Bildungsinhalte leider nicht plausibler.

Es besuchte mich mehrfach eine äußerst merkwürdige Nachhilfelehrerin. Dass sie noch nichts davon gehört hatte, dass man nicht mehr „Malnehmen“ sagt, sondern „Multiplizieren“, brachte ihr sowohl meine Verachtung ein wie auch meine Sorge, eine Menge Lernstoff und damit den Anschluss zu verlieren. Russisch konnte sie gar nicht. Dafür war sie gesund.

Sie erzählte mir zu allem Überfluss noch eine wüste Geschichte von der Geburt eines auserlesenen Babys in einer Krippe, in welchem der Höchste aller Menschen zu sehen sei.

Dieser Posten, so belehrte ich sie kühl, war seit längerem mit Walter Ulbricht besetzt.

Sie kam dann auch nicht wieder. Vielleicht hatte ich sie auch mit meiner Gelbsucht angesteckt.

Noch mehr solcher Geschichten statt richtigem Unterricht, und ich wäre sitzen geblieben.

Es ist wirklich erstaunlich, dass ich nach meiner Genesung zwei Monate Lernstoff halbwegs mühelos aufholte. Es half dabei immens die feste Absicht, keinesfalls Klassenbester zu werden. Ich wollte schon gut sein, so gut wie möglich und ein Gefallen den Eltern und Lehrern, aber wenn ich mich dabei martern sollte, war der Preis zu hoch.

Ich gehörte zu jener Sorte Faulpelze, die gleichzeitig einen gewissen Geltungsdrang haben und deshalb doch ein wenig gut sein müssen.

Insgeheim war mir aber auch klar, dass die Sowjetmenschen immer einen Tick besser waren, immer etwas voraus. Sie begannen bereits die Grundlagen des Kommunismus zu errichten. Sicher wurden die Toiletten erst im finalen Stadium des Kommunismus saniert.

Nie kam ich übrigens auf die Idee, dass die sowjetischen Menschen sich aus unserem Land zurückziehen würden. Sie waren einfach unsere stets anwesenden Leitsterne. Sie hatten uns befreit und führten uns. Vielleicht war es für die sowjetischen Kinder noch viel schwerer als für uns, den Anforderungen der Erwachsenen zu genügen. Sie mussten viel schneller reifen, um uns rechtzeitig überlegen zu sein.

Dass das nicht immer klappte, lernte ich, als wir einmal für ein Wochenende zwei russische Kinder aus der estnischen Partnerrepublik des Bezirkes Schwerin als Quartiergäste zuhause hatten.

Ich lernte nun schon länger als zwei Jahre Russisch und konnte es immer noch nicht.

Die beiden estnischen Russen benahmen sich leider äußerst rüpelhaft. Vor allem abends. Bewarfen sich mit Kissen und tobten herum und ließen sich von einem deutschen Nichts wie mir gar nichts sagen. Und meine Eltern konnten gar kein Russisch und baten mich um irgendeine Vermittlung, bevor möglicherweise das Kinderzimmer zerlegt war wie ein Hotelzimmer, in dem die Rolling Stones feierten.

Aber grundsätzlich lernten wir keinerlei Vokabular, mit welchem man Sowjetbürger zur Raison hätte rufen können.

Es wäre mir rund um die Uhr ein leichtes gewesen, „Es lebe die Oktoberrevolution!“ zu sagen oder „Ich gehe gern zur Schule“.

Mit solchen Sätzen unterbindet man aber keine mitternächtliche Kissenschlacht.

Immerhin brachten mir die beiden anstrengenden Russen einmal lachend die Vokabeln für gewisse Körperteile bei. Ihr lautes Kichern und Gackern ließ mich befürchten, dass es nicht immer die passenden Ausdrücke waren. Manches findet der Google-Übersetzer heute noch nicht, manches aber doch.

Wir alle in der Familie waren jedenfalls froh, als die beiden völkerbefreundeten Kinder aus der Patenstadt Tallinn wieder weg waren und die Freundschaft zur Sowjetunion wieder auf der abstrakten Schiene weiter gedieh.

Alltägliche Widrigkeiten konnten mich lange nicht davon abhalten, den Fortschritt im Kern weiterhin glühen zu sehen.

Kinderkrankheiten, Kinderunfug, die Evolution wird trotzdem voranschreiten.

Man musste, dachte ich, nur warten können. Und wartete.

Ich besitze noch immer meine Anmeldung auf einen PKW „Trabant“.

Der zuständige Zentralvertrieb in Magdeburg teilte mir in der Wendezeit mit, dass ich mich um diese bereits neun Jahre laufende Bestellung nicht sorgen müsse. Sie werden vielleicht sogar überraschend schnell erfüllt.

Noch in derselben Nacht bestellte ich (per Brief) den „Trabant“ ab, obwohl mir Jahre später von einem französischen Kfz-Mechaniker eine stattliche Summe für einen solchen geboten wurde. Er wollte ihn zu Reklamezwecken auf das Dach seiner Werkstatt stellen. Das konnte aber doch keiner ahnen.

Es belehrte mich dieses einmal mehr über den Wandel aller Werte.

Statt ein Wahrzeichen in der Normandie zu sein, gab ich den „Trabant“ beim Schrottplatz ab. So wie ich mein SED-Parteibuch, gerade Dreißig geworden, auf einen gewaltigen Stapel Parteibücher legte, der sich im Winter '89/'90 in der Kreisleitung stapelte.

Meinen Pionerausweis aber habe ich behalten. Denn die Kindheit ist irgendwo niedlich. Das Niedliche verschwindet, und die Irrtümer werden ernst. Keine Bedarf an Souvenirs.

Wo ist das Kleid meiner Lehrerin?

Unser Gehirn ist ein Messie, sagte mein Psychologie-Dozent, obwohl es den Begriff „Messie“ in den Achtzigern bei uns noch nicht gab.

Wahrscheinlich, weil man gar nicht so leicht so viel Krimskrams anhäufen konnte.

Wir hatten Psychologie im Journalistik-Studium, obwohl die Journalisten meines Landes keine guten Psychologen waren. Dass sie die Möglichkeiten der Manipulation nicht nutzten, könnte aber auch eine Art Widerstand gewesen sein, so etwas weiß man heute nie so ganz genau.

Das Gehirn, so mein Dozent, hebt eigentlich allen Quatsch auf. Nur lagert es die vielen Erinnerungen in einem fensterlosen Raum mit zahllosen Lichtschaltern, die mal dieses, mal jenes in mal dieser und jener Farbe beleuchten lassen.

Unser Gehirn selektiert ständig, was es jenseits des Schädels bemerkt, schmeißt aber kaum etwas weg. Leider schienen die Klausuren und Prüfungen diese These nie so recht zu bestätigen.

Mein Gehirn schien Lehrstoff mit vollen Händen aus dem Kopf zu werfen.

Je älter ich wurde desto mehr.

Als ich mit Vierzig versuchte, noch eine weitere Sprache, Französisch, zu lernen, winkte es die Vokabeln nur noch durch an die frische deutsche Luft. Perdu, perdu!

Aber immerhin weiß ich noch, DASS ich mal Französisch lernen wollte, obwohl es ebenso überflüssig ist, das zu wissen, wie so Vieles aus dem Unterricht.

In meinem Gehirn, behauptete jedenfalls mein Psychologie-Dozent, sei beispielsweise zuverlässig abgespeichert, von welcher Farbe das Kleid meiner Klassenlehrerin war, das sie zur Einschulung getragen hatte. Mag sein, dass ich es nicht abrufen kann, aber es ist da, meint er, ganz bestimmt ist es da.

Nun kommt in meinem Fall erschwerend hinzu, dass ich schon als Kind alles Mögliche vergaß. Der Klassiker war der Turnbeutel.

Turnschuhe passten nicht in den Ranzen, und der zum Transport verwendete Turnbeutel passte nicht in mein Kurzzeitgedächtnis. Im Langzeitgedächtnis ist er aber brav liegen geblieben, wie man sieht. Verwandt dem Turnbeutel war übrigens die Brottasche. Mein Gott, wir Kinder waren manchmal behängt wie Sherpas, die Himalaya-Besteigern Turnbeutel und Brottasche und noch mehr hinauf tragen.

Die Brottasche verlor ich seltener als den Turnbeutel, weil was zu essen drin war.

Und sie roch, wie der Ranzen, so schön nach Leder. In der guten alten Zeit steckten die Kinder noch nicht in einer quietschbunten Plastikwolke, sondern waren von Naturfasern umgeben.

Der linnene Turnbeutel, die lederne Brottasche.

Aber was ist nun mit dem Kleid meiner Lehrerin?

Warum behalte ich Beutel und Taschen, aber nicht so etwas?

Ich denke da zunächst einmal auch und ganz besonders („zunächst einmal auch und ganz besonders“ ist übrigens Funktionärs-Schwadronieren: das gemütliche Zurechtschaukeln von Gewichtungen), also ich denke zunächst einmal auch und ganz besonders, dass Kleidermerken grundsätzlich keine Stärke des männlichen Gehirns ist. Ich wüsste nicht einmal, was eine Kollegin, der ich gestern den ganzen Tag über mehrfach begegnet bin, anhatte.

Sie hatte was an, doch, doch. Und damit hört es meistens auf bei mir.

Ich habe wirklich alles versucht, aber das Kleid meiner Klassenlehrerin will bis heute nicht zum Vorschein kommen.

Vielleicht hatte sie einen Pullover zur Einschulung an, es war ja September. Oder ich konnte sie nicht sehen, weil sich wieder mal andere vorgedrängelt hatten.

Zugegeben kommen vergleichbar nutzlose Erinnerungen zutage, wenn man nur lange genug zurückdenkt.

Es ist, nebenbei, eine wunderbare Einschlafhilfe.

Versuchen Sie, sich an möglichst viele Details einer konkreten früheren Lebenssituation zu erinnern. Was da alles auftaucht! Tapetenmuster, Gerüche, Angewohnheiten, auch Menschen, an die man Jahrzehnte nicht mehr gedacht hat. Versuchen Sie es! Und schon sind sie eingeschlafen.

Aber auch im Traum tauchte meine erste Klassenlehrerin niemals auf, schon gar nicht im Festkleid der Einschulungsfeier.

Dabei muss sie mich besonders geschätzt haben. Ich wurde einmal auserwählt, zusammen mit der jüngsten Ausgabe der Pionierzeitung „Trommel“ im so genannten Pionierzimmer, einem rätselhaften Kabinett, fotografiert zu werden. Und ich weiß genau, was ich anhatte. Das Pionierhemd. Mit Halstuch. Ich habe das Foto noch, auf dem ich grinse vor Genugtuung.

Was die Ehrung war, mit der Zeitung von gestern fotografiert zu werden, hatte ich nicht ganz begriffen. Aber es kam ein Fotograf und hatte sogar Blitzlicht dabei, ich kam mir vor wie ein Star. Der in diesem Fall aber nicht in die Zeitung kam, sondern sie nur vor sich liegen hatte.

Das Kleider meiner Lehrerin zur Einschulung, hmm.

Kann wohl sein, dass aus meinem Gehirn in den wilden Jahren als Mittzwanziger so einiges auch vom Alkohol weggespült worden ist.

„Alle Altkleider raus!“, wird es manches Mal unter der Bierflut von der Brücke gerufen haben, kann schon sein. Irgendwann flog da auch das Kleid meiner Klassenlehrerin aus dem Schädel, weil die Synapsen von einem Gin Tonic zu viel zersetzt wurden.

Gin Tonic war merkwürdiger Weise besonders beliebt in den Achtzigern, während die Erwachsenen meiner Kindheit neben Bier und Wein Korn und Weinbrand genossen, die Damen Eier- und Kirschlikör oder Sekt, ab Erscheinen der import-beschickten „Delikat“-Geschäfte mit Ananas versetzt.

Gern wurde auch Bowle angesetzt. Ein Bowle-Service war ein beliebtes Hochzeitsgeschenk. Und auf wie viel Hochzeiten ich war! Und Einschulungen! Und wie viel Altkeramik wir trotz manchen Mangels für das Zertöppern an Polterabenden übrig hatten!

Über Alkohol reden wir später noch einmal. Noch darf das Kind höchstens kurz am Eierlikör nippen, was Eltern von damals erheiterte und nicht beunruhigte.

Das Kleid, das Kleid.

Ich habe nun geduldig bis zum Veröffentlichen dieses Buches gewartet.

Das Lehrerinnenkleid ist nicht aufgetaucht.

Nicht einmal der Name der Lehrerin.

Bald wird man im klügsten Kopf lange nicht so viel Speicherplatz haben wie auf diesen USB-Sticks.

Ich erschrecke jedes Mal, wenn ich feststelle, dass alles, was ich je geschrieben habe, auf einen Quadratzentimeter Silizium passt, und es bleibt noch reichlich Platz für ein paar Tausendseitenromane, die ich niemals schreiben werde.

Immerhin, halten wir fest, ist die kleine Szene gespeichert worden, in welcher mein Psychologie-Professor behauptet, dass wir viel mehr speichern als wir abrufen können.

Einen Versuch mache ich noch.

Das Kleid, das Kleid, das Kleid!

Ich schließe sicherheitshalber noch einmal die Augen.

Denke an den Appellplatz der Schule in Rostock-Gehlsdorf.

Nichts.

Alle möglichen anderen unaufgeräumten Einzelheiten tauchen auf. Ich muss also aufpassen, dass ich nicht einschlafe.

Es taucht auf jede Menge Krepppapier, mit dem die Zuckertüte verschlossen und leider auch hälftig verfüllt war.

Es taucht auf, wie ich es als Symbolschändung empfand, dass meine zwei Jahre jüngere Schwester ebenso eine (freilich kleinere) Zuckertüte bekam, nur damit sie nicht quengelte. War ich schon wieder nicht allein im Mittelpunkt?

Ich war schon wieder nicht allein im Mittelpunkt.

Für mich war ich es aber schon, sonst hätte ich doch das verdammte Kleid...

Aufmerksamkeitsmarketing ist auch so ein Lebensthema. Und Gerechtigkeitstoleranz.

Sowieso standen auf dem Platz in meiner Erinnerung lauter Kinder mit Schultüten, ob sie nun eingeschult wurden oder nicht.

Hätte noch gefehlt, dass sich auch die Erwachsenen mit Schultüten beschenkt hätten.

Auch eine für die Oma.

Viele merken doch am Ende des Lebens, dass sie fast nichts gelernt haben. Und wenn sie es nicht bemerken, haben sie ganz sicher gar nichts gelernt.

Die Lehrerin wirkte immerhin sehr freundlich und warmherzig. Ihr Gesicht ist da. Auf einem später gemachten Foto hat sie einen Rollkragenpullover an.

Der Rollkragenpullover ist eines der zeittypischsten Kleidungsstücke jener Jahre. Eng und verschwitzt musste alles sein.

Aber das Design überzeugt noch heute! Nicht umsonst stürzt sich die Retro-Kultur auf die Sechziger. Sie werden auch das Einschulungskleid meiner Lehrerin längst nachgeschneidert haben. Heute ist in den Kostümbildnerereien, die Filme ausstatten, welche in den Jahren um meine Einschulung herum in meinem Heimatland spielen, rasch der graue Stoff und vor allem der strenge Schnitt zur Hand. „Lustig geblüht“ darf aus Gründen der historischen Genauigkeit der Zeichnung einer Diktatur nicht sein, denn damit begänne schon wieder die Verklärung.

Ein vertracktes Problem des Erinnerns, dieses Blümchenkleidverbot für Lehrerinnen in Diktaturen. Es muss immer alles richtig sein, was dazu führt, dass nichts stimmt.

Das Problem: das Kleid einer Lehrerin in einem Film soll alle Kleider aller Lehrerinnen darstellen. Das Nichtexemplarische („fröhlich bunt“) gilt als Fälschung der Epoche.

Ich fand ja, dass es immer bunter wurde in meinem Land, aber als ich eines Tages hinter der Mauer stand, war dort alles noch viele tausend Mal bunter und zuhause gar nicht mehr. Jedenfalls für Momente.

Vielleicht weigere ich mich unbewusst gerade wegen des Druckes der politischen Korrektheit, mir das Kleid der Lehrerin zu meiner Einschulung einfallen zu lassen.

Ich lasse das bockig offen.

Man muss auch mal über all die Deutungsherrschaften triumphieren. Wir waren doch selber da. Und wenn wir vergessen haben, wie es war, müssen wir uns das nicht von Leuten erzählen lassen, die in dieser Sache gar nichts Eigenes haben zum Vergessen.

Dann ist es eben vergessen. Verdrängt, wenn Sie wollen. Bitte sehr.

Was hatte Ihre freiheitliche Lehrerin zur Einschulung an?

Es wird immer taumeliger. Das Wetter war höhnend sonnig an meinem Einschulungstag. War es also was mit dünnen Trägerchen?

Es gab damals manchmal zum Ausschneiden aus Kinderzeitschriften diese kleinen Ankleidefiguren aus steifem Papier. Denen wiederum konnte man diverse Papierkleider mittels knickbarer Laschen anhängen.

Für die Herren gab es da die aktuellen Uniformen von Polizei bis Eisenbahn, für die Frauen Schürzen oder Krankenschwestertrachten.

Natürlich machte ich mir den Spaß, sie den männlichen Figuren umzuhängen.

Diese waren selbstverständlich ohne angehängte Kleidung nicht nackt, sondern in einer Art Turntrikot.

Ein Lehrerinnenkleid war nicht dabei.

Soweit ich weiß.

Ansonsten stand den Figuren jede Kleidung gleich gut. Sie ließen alles mit sich geschehen.

Wechseln konnte man allerdings nicht oft. Rasch rissen die Hängelaschen ein. Außerdem wurde es langweilig.

Lehrer bestimmter Sparten trugen Kittel, die sich dank ihrer Einfarbigkeit einigermaßen gut im Kopf behalten lassen.

Biologie-und Chemielehrer trugen weiße Kittel, die Lehrer später für die „Einführung in die sozialistische Produktion“ graue.

„Einführung in die sozialistische Produktion“ bedeutete, dass ich in einer großen Werkhalle der technischen Gebäudeausrüstung in Schwerin-Görries ständig Angst hatte, dass mich in dem Getöse ein Gabelstapler umnietet oder aus einer Drehmaschine irgendein blödes Teil ausbricht und mir um die Ohren fliegt.

Wir kriegten mit, wie die Produktion mitunter still stand, weil es an Zuliefermaterial fehlte. Aber es waren andererseits verdammt viele Maschinen da, die liefen, und es gab auch fleißig arbeitende Menschen.

Manchmal lernten wir richtig etwas, wie man Gewinde schneidet zum Beispiel, manchmal zählten wir Schrauben.

Ein Arbeiter, der uns einzuweisen hatte, sagte mir einmal, dass seine Leute Oberarme hätten wie wir Beine. Das kam mir etwas überheblich vor. Welche Defizite, fragte ich mich, werden durch solche Bizepsprotzerei überspielt? Und was nützten die dicksten Oberarme, wenn kein Material da war? Skat spielen konnte man auch mit Kinderärmchen.

Keinen Kittel trug der Deutsch-und Staatsbürgerkundelehrer, denn es gab in diesen Fächern keine Experimente, schon gar nicht solche, bei denen man sich die Kleidung beschmutzen konnte. Es gab, wie sich bereits gezeigt hat, überhaupt gar keine Lust auf Experimente.

Das war ein besonders rätselhafter Widerspruch. Man sollte sich als junger Mensch in der so genannten Neuerer-Bewegung engagieren, Neuerer-Vorschläge machen, alles Mögliche verbessern, alles Mögliche - bis auf die menschliche Gesellschaft.

Das war so, als ob man sagt: renovieren Sie mir bitte das ganze Haus recht schön, aber den morschen Keller fassen Sie nicht an. Wir haben da eine Handvoll seniler Greise drin, die da in jedem Umgebungszustand optimistisch sind, was genügt.

Aufgrund ihres Alters im Amt starben die Führenden mitten in der herrlichsten Amtsführung. Dann hatte ich ein Problem, denn ich war nicht nur altklug, sondern auch albern und konnte ebenso nicht auf Bestellung ernst sein wie ich heute nicht auf Bestellung fröhlich sein kann.

Ich wusste von Anfang an, dass ich die Schweigeminute für Otto Grotewohl beim Appell auf dem Schulhof nicht überstehen würde.

Es war zu komisch, die vielen ernsten Gesichter zu sehen, hinter denen niemand an den Genossen Grotewohl dachte, den frisch verstorbenen Ministerpräsidenten, der, soweit man das sah, ein netter Onkel war. Aber eine Schweigeminute war zu lang.

Von der ersten Sekunde (zu welcher die Direktorin sogar auf die Uhr sah) stieg in mir ein unbändiger Lachreiz auf. Es war meine erste Schweigeminute, und ich war von der Lachwallung überrascht. Gleichzeitig mit dem Lachreiz hatte ich Angst, dass jemand bemerkt, dass ich lache.

Dass ich Angst hatte, während ich lachte, fand ich nun wiederum besonders komisch, was es ja auch war.

Es war so schlimm, dass ich fürchtete, noch vor Ablauf der Schweigeminute dem Genossen Grotewohl in den Tod zu folgen.

Ich hielt mir die Hand vor dem Mund, ich unterband das Zucken, was eine gewisse Atemnot auslöste. Und es wurde noch schlimmer!

Denn der neben mir Stehende sah mich so hundetraumig an, obwohl ich doch wusste, dass ihm nicht nur alle unsere Führenden, sondern die ganze Politik schnurzipiegal war, weil er wahrscheinlich vom Westfernsehen schon ziemlich vergiftet worden war. Aber ausgerechnet er hatte scheinbar gar keine Schwierigkeiten damit, todernst zu sein.

Es wurde also immer komischer!

Bis heute habe ich Angst vor Schweigeminuten. Sie haben eine hohe Potenz zu Peinlichkeit. Je pathetischer Menschen Augenblicke gestalten, desto brüchiger werden sie. Das gilt und galt natürlich für alle möglichen Zeremonien, auch Eheschließungen etwa.

Die Zeremonie ist das Eingeständnis, der künstlichen Hülle zu bedürfen, um sich seiner Befindlichkeit sicher zu gehen.

Einmal sollte ich, nein durfte ich, denn ich sollte damit ausgezeichnet werden, dem führenden Bezirksgenossen in Schwerin Bernhard Quandt auf einer Veranstaltung im Haus der Pioniere melden, dass die Pioniere Schwerins mit guten Taten vor ihm angetreten wären. Quandt genoss einiges Ansehen, denn er hatte in Konzentrationslagern gesessen und sagte manchmal seine eigene Meinung.

Er besaß bei mir als Pionier also das Image eines guten und klugen Menschen. Es galt, wie man uns erzählt, auch als klug, als Arbeiter- und Bauernpartei den Führungsanspruch zu behaupten, denn es war historisch notwendig. Die anderen Klassen hatten es mit ihrer ewigen Ausbeuterei versemmt. Wir Kinder waren zwar weder Arbeiter noch Bauern, aber mit genügend guten Taten ließe sich da was machen.

Nur war die Mappe, die ich überreichen sollte, zu meinem großen Erschrecken leer.

Oder, schon wieder treiben die Erinnerungen ihren Schabernack, so dünn, dass nicht viele guten Taten aufgeschrieben sein konnten.

Höchstens ein Blatt mag vielleicht doch drin gelegen haben. Sicher ist mein Erschrecken ob der Dürftigkeit, denn ich hatte erwartet, dem Genossen Quandt einen dicken Wälzer guter Taten aufs Pult zu knallen. Ich vertrat in diesem Augenblick viele Hunderte Kinder aus vielen Schweriner Schulen, da musste doch was zusammengekommen sein.

Ich hatte Angst, der Genosse Quandt könnte gleich nach dem Überreichen die Mappe aufschlagen und schwer enttäuscht sein von der jungen Garde des Proletariats, wie man unsere Generation illusorisch unpassend bezeichnete.

Er würde mir die Mappe wiedergeben und sagen, ich sollte noch einmal wiederkommen, wenn da auch was drin stünde.

Es könnte aber auch sein, und diese Variante der Möglichkeiten stieg ganz sanft in mein Bewusstsein und beruhigte mein strapaziertes Nervenkostüm, es könnte auch sein, dass der Genosse Quandt weiß, dass er heute ein wenig verarscht wird, und er spielt das Spiel genau so geduldig mit wie ich.

Der Genosse Quandt würde den Akt ebenso als liturgisches Ritual betrachten wie ich es gerade tat. Mir fiel, als ich die Mappe bereithielt für meinen Auftritt, nicht einmal eine eigene besondere gute Tat ein, die ich meinerseits, wie es so schön hieß, der Republik auf den Gabentisch hätte legen können. Man hatte mich doch nur engagiert, weil ich gut Gedichte deklamieren konnte. Sie brauchten hier keinen tatenerschöpften Junggardisten, sondern einen wirkungsvollen Performer. Ich war der Richtige.

Die Show war meine gute Tat.

Mein Zeichen waren Fanfarenklänge.

Hier muss ich einfügen, dass an Fanfarenzügen mich schon immer faszinierte, dass in ihnen ausschließlich unmusikalische Menschen unschön klingende Instrumente verwalteten.

Mitglieder heutiger Spielmannszüge mögen mir die Pauschalisierung verzeihen. Ich habe Ihr Ensemble noch nicht gehört, aber was ich aus der Szene gehört habe, war bislang und vor allem zur Kinderzeit musikalisch wenig überzeugend. Ich hörte ja damals zuhause schon Opern- und Operettenplatten, und dann zersägten plötzlich diese Tröten die Luft.

Die rechthaberisch-quäkige Fanfare, die an Gleisbauarbeiten gemahnende Schalmeei (aber wir wissen längst, dass man alle Gleise für intakt hielt), allerhand laute, rohe Trommeln und quietschende Querflöten. Es klang immer, als rotte sich eine Horde Urmenschen zu einem blutigen Opfergang.

„Es ist einfach“, sagte mir jemand, der da mitspielte. „Es gibt nicht viele Töne, und wenn ich mal nicht treffe, treffen genug andere.“

Ich fand es wenige Jahre später als Freizeit-Komparse im Schweriner Staatstheater immer sehr wohltuend, dass die Musiker im Opernorchester die Blechblasinstrumente nicht ruckartig hochrissen, sondern ganz zivil anschlabberten, bis sie hundertfach schöner dann darauf spielen. Ein Dirigent zu werden, fand ich noch großartig. Aber der Tambourmajor wirkte gegen ihn einfältig, wie eine Puppe.

Wie wirkte ich denn!?

Als ich mit dem dünnen Mäppchen voller guter Taten dem Genossen Quandt entgegen schritt, erinnerte ich mich an Weihnachtsfeiern im Sportverein meines Vaters, auf welchen wir vom Weihnachtsmann nach vorn zitiert wurden. Es war das gleiche Gefühl. Nur dass ich diesmal dem Weihnachtsmann etwas überreichte statt umgekehrt er mir.

Ich war an diesem Tag zum ersten Mal in meinem Leben betrunken, und das ohne etwas einzunehmen.

In dem Moment, da die Fanfaren in ihr Klanggewitter ausbrachen, taumelte ich durch den Mittelgang des Saales im Haus der Pioniere wie durch einen Traum.

In der Ferne funkelten die stechenden Augen des Genossen Quandt wie ein Leuchtturm, auf den ich steuerte. Viel zu leise und meinem Ruf als Rezitator überhaupt nicht gerecht werdend, brabbelte ich den Spruch. Sogar die Fanfarenbläser werden die Nase gerümpft haben.

Nachdem wir alle nach ein paar Reden und unter Beifall den Saal verließen, lachte ich wieder los.

Ich kam aus einem Zeremoniell, das nichts mit der Welt jenseits des dunklen Saales zu tun hatte.

Genau so wie das Zeremoniell des Weihnachtsmannes. Bei dem war, alles in allem, nur die Musik ein bisschen besser.

# Kulturgebeutel

Ich bin nun fanfaren-ermüdet.

Die dreidimensionale Geschichtsbetrachtung droht, von dem ganzen Brimborium wieder auf die trostlose Paradestraße gezerzt zu werden. Vorwärts immer, rückwärts nimmer und diese Sachen.

Ich muss mich in die historischen Büsche schlagen.

Das Leben bestand doch bei weitem nicht nur aus Politradau.

Das Problem eines Buches ist nur leider, dass es interessant sein soll, unterhaltsam, Dinge bieten soll, die der Leser nicht kennt oder so nicht kennt oder gern wiedererkennt, je nachdem.

Das leise Leben, das stille Leben von Tag zu Tag mit seinem Schuhezubinden, Muckefucktrinken, Vorderglotzehängen - es wirft halt nicht viel ab.

Aber es war, es ist das Leben!

Das kleine Herumkrauchen ist das Leben!

Und nur, wenn man Dinge erlebt, die lebensgefährlich sind, denkt man, man hat etwas erlebt.

Damit muss die dreidimensionale Geschichtsbetrachtung aufräumen. Hier muss neues Denken...

halt, jetzt fange ich auch schon an, wie ein ideologischer Zuchtmeister zu klingen. Neues Denken, neuer Mensch, alles alte Hüte!

Die Gewöhnlichkeit meines Kinderlebens durchbrachen ebenso gewöhnliche, kleine Ängste und Vorfreuden. Eine Klassenarbeit, für die man sehr wahrscheinlich zu wenig gelernt hatte, ängstigte ebenso viel wie man sich auf Erdbeertorte am Sonntag freute. Das Ganze war und ist immer ein emotionales Nullsummenspiel.

Es gab genug Tage, an denen mein Land Pause machte vom Angeben und Wichtigsein.

Es gab viele Tage, an denen nichts deutlich sagte, in welchem Land mit welchen neumodischen Spielregeln man sich gerade befand.

Die Menschen starrten genauso verdrießlich aus ihrer kleinen, möblierten Leere wie sie es heute tun.

Deutsche sehen sowieso immer aus, als ob sie unschuldig im Gefängnis sitzen. Dabei ist in Wirklichkeit bestimmt alles „supi“.

Ich lebte und bemerkte nicht, wie ich doch immer etwas wuchs. Ich ging, ohne jemals zu schwänzen, zur Schule, freute mich aber umso mehr über ausgefallene Stunden.

Diese plötzlichen leeren Stunden scheinen mir aus heutiger Sicht pädagogisch sogar besonders wertvoll.

Schließlich lernt das Kind in solchen Stunden, ganz allein Zeit zu füllen und das möglichst katastrophenarm. Man sollte in jeder Schule immer wieder mal plötzlich einen Lehrer für eine Stunde verstecken und der Klasse sagen: „Nun gehet hin und sehet zu, wie ihr die Zeit verfüllt, ohne zu randalieren oder sich zu verlaufen!“

Wir lernten also in der Freistunde, auf eigene Faust zu leben.

Und wenn wir nur mal zu einem in der Nähe wohnenden Klassenkameraden gingen, um eine Zigarette auszuprobieren. Es war eklig, musste aber sein.

In meinem Pionierausweis stand zwar, als bestätige es nur eine Tatsache, „Wir rauchen nicht und trinken keinen Alkohol“, aber offen gestanden, habe ich erst nach der Wende mal so richtig in das Kleingedruckte des Pionierausweises geguckt, und da war es zu spät.

Ich stellte gelegentlich des frühen Testrauchens einmal mehr fest, dass viele Jungs wie auch ich zuhause einen Globus im Kinderzimmer hatten. Sie benutzten ihn aber nicht vordergründig dazu, sich global zu orientieren. Ich zum Beispiel benutzte ihn als Kulisse, wenn ich Fernsehen spielte und die Nachrichten dran waren. Besagter Klassenkamerad hinwiederum bewahrte in diesem Bildungsmöbel die aus väterlichen Beständen abgezweigten Zigaretten auf.

Beherzt öffnete er die Welt am Äquator und griff tief hinein. Wenn man seinen Globus drehte, ruschelte er wie eine Lostrommel. Nicht alle Kinder, dachte ich mir, haben so ahnungslose Eltern. Meine Eltern rauchten zum Beispiel gar nicht, und ich wäre ohne den Klassenkameraden samt seinem vulkanischen Globus gar nicht auf die Idee gekommen, das wirklich mal zu probieren. Toll

fand ich die Schokoladenzigaretten, die manche Kinder aus dem Westen geschickt bekamen. Die konnte man lässig wie ein Westernheld im Mundwinkel hängen lassen. Schauspieler oder Sänger ließen sich damals oft und gern mit rauchender Zigarette fotografieren. Aber dennoch hatte ich nicht den Plan, später einmal zu rauchen. Höchstens Schokoladenzigaretten. Die Zigarette aus dem Globus löste bei mir, wie zu erwarten, einen pädagogisch wertvollen Husten, verbunden mit etwas Übelkeit, aus.

Die Mädchen hatten übrigens nie einen Globus zuhause, sondern ein Poesiealbum. Mit dicken Buchdeckeln und ganz schlimmen Versen drinnen und eingeklebten Blumenbildchen. Immerhin nahmen sie das Poesiealbum ernster als wir Jungs den Globus. Ich kam übrigens nie auf den Gedanken, eigene Gedichte, welche ich ja durchaus schrieb, in ein solches Poesiealbum zu setzen. Das Eine hatte mit dem Anderen nichts zu tun. Gelegentlich wurde ich dennoch durchaus zu Poesiealbumeninträgen eingeladen. Man behalf sich da üblicher Weise mit einem kursierenden brauchbaren Zitatenschatz, aus dem man einfach etwas zupfte. Mit Goethes „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ lag man zum Beispiel nie falsch.

Erst eben erfahre ich beim Nachgoogeln (Ist es noch der Stand der Forschung, dass Goethe der Verfasser ist?), dass der Spruch an der Stelle, wo das Abziehbildchen mit den Röschen aufgeklebt war, eigentlich weitergeht, und zwar mit „Heil den unbekannten höhern Wesen, die wir ahnen!“ Das war ja wieder so ein Ding. Stellte das Poesiealbum in Wirklichkeit die letzten Fragen? War ein Gral der letzten Wahrheit, was ich für kitschigen Mädchenquatsch hielt? Und „Heil“ wollten wir doch alle erst mal gar nicht mehr rufen.

Das Interesse an Poesie-Alben schien mir auf jeden Fall ganz und gar unliterarisch zu sein. Es ging den Besitzerinnen, die heute wahrscheinlich Poetry-Blog-Masterin heißen würden, nur um Treuebekenntnisse, Zeugnisse des Wohlwollens und etwas Hübsches im Regal. Sogar unser Klassenlehrer schrieb geduldig „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ oder was er gerade da hatte in diese Poesiealben.

Das konnte ich mit eigenen Augen sehen, weil ich ein Album für einen Tag nach Hause mitbekam. Morgen früh musste da von mir etwas Geistreiches hineingeschrieben worden sein. Ich glaube, ich hatte zur Abwechslung den Spruch „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ hineingeschrieben.

Hat irgendwo eine reifere Dame ihr Poesiealbum noch in einer Schublade, mit meinem Eintrag drin?

Es wird heute zu Recht diskutiert, ob man das Recht bekommen soll, versehentlich ins Internet getippten Quatsch löschen zu dürfen. Die Ewigkeit lauert ja an Stellen, wo man sie nicht haben will. Auch die Poesiealben, in die ich schrieb, wüsste ich gern geschreddert. Man braucht sicher Spezialschredder, wegen der oft angeklebten Bommeln und Glücksschweinchen. Aber ein guter Schredder sollte das hinkriegen.

# Lesen, was fehlt

Es gab glücklicherweise auch über diese Alben hinaus eine Bücherwelt damals.

Ich las ständig.

Es durfte nur keine Pflichtlektüre sein.

Sobald ich ein Buch für den Unterricht lesen sollte, war es so gut wie vergällt.

Man sollte, um zum Lesen anzuregen, Schülern sagen, dass sie auf gar keinen Fall diesen „Faust“ lesen sollen. Es ist Schund, und wer damit erwischt wird... alle werden sie sich die Schwarte besorgen!

Oder das e-Book.

Ich hätte bestimmt auch Pflichtlektüre gern gelesen, wenn das Ganze mit einer technischen Spielerei verbunden wäre. Dafür war ich seit dem Dresdner Hygienemuseum, in dem man so viele Knöpfe drücken konnte, sehr empfänglich.

Unsere Schule besaß zum Beispiel ein tolles Sprachkabinett, in welchem man in einen kaninchenstallähnlichen Holzverschlag gesetzt wurde.

In der Sprachlaborkapsel hing ein Kopfhörer, und es gab eben ein paar Knöpfe zum Drücken und Drehen. Das Sprachkabinett war aber fast die gesamte Schulzeit über defekt. Oder die Lehrer wussten nicht, wie sie es nutzen sollten.

Ein- oder zwei Mal waren wir aber doch drin. Drehten eine Viertelstunde folgenlos an den Knöpfen herum, derweil die genervte Lehrerin versuchte, das Wunderwerk in Bewegung zu setzen. Dann hieß sie uns, die wirklich gnadenlos den Schädel zerquetschenden Kopfhörer aufzusetzen und meldete sich sodann, wie es klang, aus einer Telefonzelle auf dem Mond.

Das interaktive Moment des Sprachkabinetts bestand zum Beispiel darin, in Textlücken die fehlenden russischen Wörter einzusprechen. Dann kam ein Gong, der sich in den Kopfhörern wie ein Nadelstich in das Trommelfell anfühlte.

Trotz dieser kleinen, bis zur völligen Unbrauchbarkeit des Ganzen reichenden Mängel hielt sich bei mir der Glaube, dass dem Sprachkabinett die Zukunft des Lernens gehört.

Man arbeite in der Sowjetunion sogar daran, die Sprachschüler unter Hypnose zu setzen. Wenn sie dann herauskamen, hatten sie zehn Mal so viel Vokabeln gelernt wie wir im kaputten Sprachlabor. Vor Hypnose hatte ich jedoch Angst, weil ich mal im Fernsehen gesehen hatte, dass Menschen unter Hypnose lauter alberne Sachen machten. Sollten sie das lieber erst mal mit den sowjetischen Pionieren ausprobieren.

Später hörte ich, dass es solcherlei hochgerüstete Lernräume sogar an meiner Universität gab, an der ich, nach einem Abitur an der Volkshochschule, studierte. Aber auch dort müssen sie grundsätzlich kaputt gewesen sein, denn keine der Russisch-Pflichtstunden fand in den zukunftssträchtigen Kabinetten statt. „Maschin kaputt“, wie der Sowjetbürger zu sagen pflegte.

Wir lasen auch viel Lektüre aus der Sowjetunion. Erbauungslektüre meist, wie „Timur und sein Trupp“ zum Beispiel. Irgendwie ging es um einen Timur und seinen Trupp, Kinder, die andauernd Gutes taten, und das im Kollektiv. Es war todlangweilig.

Warum waren die Guten und Edlen wie Timur und sein (wieso eigentlich „sein“?) Trupp immer so uninteressant?

Ich las, was Sowjetisches betraf, leidenschaftlich gern die Bücher von Alexander Wolkow, der mit dem „Zauberer der Smaragdenstadt“ eine Art ostkompatiblen „Wizzard of Oz“ verfasst hatte. Und die Heldin war trotzdem immer noch ein Mädchen aus Kansas. Ein Tornado hatte sie von dort weggerissen – was für eine windige, instabile Gegend Amerika doch war.

Weil für mich die „Mosaik“-Hefte Kult waren, in welchen die drei kleinen Digidags lustige Abenteuer in allen Epochen und Winkeln der Welt erlebten, schaute ich mit einer Mischung und Verständnislosigkeit in die mir ebenfalls für einen Tag geliehenen „Fix & Foxi“-Hefte.

Waren die wirklich so dumpfblöd da drüben? Und, einmal mehr gefragt, trotzdem so erfolgreich in vielen Bereichen wie Filzstiftherstellung oder Matchbox-Autodesign.

Der Unterschied zwischen dem „Mosaik“ und „Fix & Foxi“ wart in etwa der zwischen arte und RTL2.

Der Lerneffekt bei Pflichtlektüre bestand vor allem darin, zu begreifen, dass man es mit Halbgelesenhaben weit bringen kann.

Man hatte nur zu begreifen, dass die Pflichtgeschichte, die gerade „durchgenommen“ wurde, auf eine verbindliche Kern-Erkenntnis zusteuerte. Die musste man aus dem Text herausgefischt haben, das reichte.

Es gab in meinem Land auch den durchaus glaubwürdigen Weg, sich mit der Ausrede zu melden, dass das Buch im Handel nicht verfügbar sei. Aber dies, lernte ich, verlängerte nur das Leiden, denn nun wurden umständliche Tauschringe der vorhandenen Exemplare aufgebaut, man musste extra zur öffentlichen Bibliothek – also, am besten, man ließ die Eltern das Reclamheftchen, um das es sich oft handelte, kaufen und las es diagonal.

Ich hoffe sehr, dass dieses Büchlein niemals Pflichtlektüre wird. Obwohl es ihm, sagt mein ungebrochenes Selbstbewusstsein, auch zu wünschen wäre. Aber der Image-Schaden, Pflichtstoff zu sein, ist womöglich größer als der Erkenntnis-Gewinn.

Bis heute bewahrt habe ich mir ein Faible für Märchen. Sie gab es reichlich, auch in wunderschönen Verfilmungen aus dem eigenen Land, aus der Sowjetunion oder der Tschechoslowakei.

Verdächtig schien mir aber und in merkwürdigem Widerspruch zur revolutionären Wachsamkeit, dass alle Märchen im Feudalismus spielten und in vielen Fällen mit einer Stabilisierung der Monarchie endeten.

Freilich pflegten die Märchen Sympathien mit der arbeitenden Klasse. Diese erhob sich aber niemals in einer Revolution, sondern bemühte sich um Einheirat in die Herrscherfamilie. Warum konnte Schneewittchen nach Abschaffung der Stiefmutterdiktatur nicht den Arbeiter-und Försterstaat ausrufen?

Oder Wahlen?

Ha!

Daran wird's gelegen haben!

Man hätte eher auf dumme als auf gewollte Gedanken kommen können!

Dass mir das damals nicht aufgefallen war!

Doch, weil ich nicht gestorben bin, lebe ich noch heute.

# Spiele aller Art

Vielmals um Vergebung bitte ich an dieser Stelle für meine Liebe zu meinen Rollschuhen. Die hierorts vielfältigen, lärmigen Proteste gegen Fluglärm wirken bagatellhaft gegen die mehr als gerechtfertigten, aber ausgebliebenen Proteste, wenn ich am Sonntagnachmittag die Straße auf und ab klirrte wie eine Rote wild gewordener Einkaufswagen.

Auch Ölen half nichts. Erstens rosteten die Teile unbeirrt wie ein verkalkter Parteisekretär weiter vor sich hin, und zweitens war der Schredderlärm, den die Rollschuhe verursachten, systemimmanent, schon vom ersten Tag voll aufgedreht präsent.

Rechnet man hinzu, dass die Fensterdämmung zur damaligen Zeit wesentlich geringer war, muss ich für die ganze Straße eine Plage apokalyptischen Ausmaßes dargestellt haben.

Aber nie, nicht ein einziges Mal, hat jemand geschimpft!

Eine Seitenstraße zur Seitenstraße war sogar etwas abschüssig, und ich wurde schneller und lauter und immer schneller und lauter. Und da auch die Straßeninstandhaltung auf noch niedrigerem Niveau stand als heute, gab es, wenn die Eisenrädchen mal verstummten, eben nicht minder laute Schmerzensklagen.

Was für Außenstehende ein neurotisches Gör ist, das besessen die Straße hoch-und herunterschubbt, ist in der Wirklichkeit der Fantasie, wie sie eben für ein Kind ein deckungsgleiches Paar ergibt, ein Rennfahrer vor vollbesetzten Tribünen oder eine Weltraumrakete oder ein Vogel.

Ebenso viel, wie Kinder im Spiel das wirkliche Leben üben, erfinden sie Möglichkeiten, der Wirklichkeit zu entkommen. Dass hinter der Gardine gerade eine ältere Dame unter Migräne leidet, kommt in der Fantasie des Rollschuhfahrers nicht vor. Kinderfantasie ist ein Egotrip.

Die intensivsten Kinderspiele waren aber immer die ohne Spielzeug.

Wenn man sich für einen Indianer hielt oder einen Entdecker. Spielzeug war oft nur Spielersatz.

Ich besaß aber durchaus einiges an Spielzeug neben den Rollschuhen, wenngleich ich, gemessen in Raummetern, auf keinen Fall mit zugemüllten Kids von heute mithalten kann.

Am Anfang war, von Klapperzeug im Kinderwagen abgesehen, ein Teddy aus Stroh, der unter nie geklärten Umständen weggeworfen wurde und mir ein entsprechendes Trauma versetzte. Immerhin war er damit nicht so folgenlos wie die fehlinvestierten Bastel-Animationen.

Glücklicherweise entgingen meine Eltern der Verschwendung, den viel gerühmten „Stabilbaukasten“ zu erwerben, eine Art Lego für Kluge, der den technischen Konstrukteur im Kind erwecken sollte. Jener war in mir nicht nur nicht vorhanden, sondern wird bis heute von einem improvisationsfreudigen Schnellmonteur vertreten, der bei jedem IKEA-Möbel ein paar Schrauben übrig behält und manches Mal „Oben“ nicht von „Links“ unterscheiden kann.

Warum, sann ich neidvoll, wurden Mädchen von der Zumutung verschont, in ihrer Freizeit Eisenteile zu Lastkränen zusammen zu schrauben? Ich empfand das weibliche als ausgesprochen privilegiertes Geschlecht. Wer die totale Gleichberechtigung beschwört, riskiert, auch von technischem Bastelspielzeug penetriert zu werden.

(Andererseits ist es auch missbrauchsnahe, Mädchen in eine Pink-Wolke aus Barbiepuppen und Zottelpferdchen einzunebeln. Früher war viel weniger Pink.)

Manchmal ging es nicht ohne Basteln ab. Es gab beispielsweise zur Schulzeit eine Zeit lang eine gruppenspezifische Anpassung, die es verlangte, pistolenartige, einweckglasgummigestützte Abschussvorrichtungen für Erbsen zu basteln.

Im buchstäblichen Härtefall ließen sich auch Steinchen verwenden.

Die Waffe war effizienter als das aus der Steinzeit überkommene, einfache Katapult, Katschi genannt, und es war, von heute gesehen, richtig gefährlicher Kram.

Aber was macht man nicht alles mit, um nicht ins Abseits zu geraten!

Wenn ich nicht jungsolidarisch Mädchen beschießen musste, verwendete ich zum Beispiel das Schachspiel meines Vaters als Opernbühne und vertonte spontan Goethes „Faust“, der stellenweise gar nicht so übel war für eine Pflichtlektüre.

Aber das erzählte ich lieber keinem Gummipistolenschützen.

Einem Schachliebhaber auch nicht? Ach, das bin ich ja auch selber, fällt mir gerade ein. Vom Großvater väterlicherseits wurde das obligatorisch weitergegeben. Ich spielte so lange Schach mit Großvater, Vater, Onkeln und Cousins, bis wir nicht mehr zusammenkamen, und die Welt draußen schien an dem Spiel immer weniger zu finden.

In meiner Kindheit war Schach die höchste Geistesübung, und ich war froh, als es mir jenes Tages wieder einfiel, da mein Vater von mir verlangte, angesichts meines untrainierten Zustandes unbedingt in eine Sportgruppe seines Vereins „Dynamo“ einzutreten.

Egal welche, Hauptsache Sport!

Offenbar hatte er nicht auf dem Radar, dass es bei „Dynamo“ auch die Sektion Schach gab, deren Trainingsstunden mitunter sogar in einer verräucherten so genannten Sportgaststätte stattfanden.

Wenn man nur wollte, war offenbar alles Sport.

Wie Wehrsport zum Beispiel.

Schach war im Prinzip auch so etwas.

Ein ziemlich fieser Kampf eigentlich, vielleicht die einzige soziale Umgebung, in welcher man jemanden schamlos einen Dummkopf nennen darf, wenn nur der Spielverlauf dieses nahelegt.

Typisch für einen mediokren Matador am Brett wie mich war, wenn Umstehende am Spielort sich eine Hand oder sogar beide vor die Augen hielten und stöhnten oder seufzten. Oft gewann ich aber auch, und ich wäre vielleicht beim organisierten Wettkampfschach geblieben, wenn man erstens nicht an jedem Wochenende mit dem Bummelzug zu irgendeiner Punktspielrunde hätte fahren müssen, und wenn ich nicht zweitens mangels Erfolg aus der Mannschaft herauskomplimentiert worden wäre.

Doch ist Schach mein Leben lang eine Freude geblieben, auch wenn ich heute fast nur noch gegen Computer spielen kann, weil es unter Menschen etwas unpopulär geworden ist.

Als ich Kind war, wurden Weltmeisterschaftspartien im Fernsehen gezeigt und kommentiert. Die Schach-WM war fast so wichtig wie der Wettlauf zum Mond.

In der gleichen Zeit, als damals ein Kommentator mit dem Zeigestab die WM-Partie erläuterte, tobt heute eine debile Castingshow. Manchmal fürchte ich, dass die Menschen in drei- oder vierhundert Jahren, wenn sie längst so etwas wie debile Haustiere überlegener Cyborgs geworden sein werden, ein Schachbrett nur noch für ein Tablett für Schirmchencocktails auf Kreuzfahrten halten werden. Heute wird oft das so genannte Haptische beschworen, besonders bei Büchern, von denen sich in der Debatte um das e-Book herausstellt, dass die Leute anscheinend lieber an Büchern riechen als sie zu lesen.

Der Verlust des Haptischen berührt mich mehr beim Schachspiel. Dass die schwarzen und weißen Schachfiguren eigentlich dunkelbraun und gelblich waren, mit Filz unterklebtes Holz, dass sie klapperten in der Kiste und die Schachuhr, in der sich roter Kreuzchen drehten, leise tickte - das alles gehört zu ausgesprochen heimeligen Erinnerungen. Was macht es, dass ich so oft verlor!

Aber genug vom Schach!

Und auch von Dame, Mühle, Halma und sonstigen Anstrengungen, die ein Egoshooter nicht auf sich nehmen muss.

Das Wichtigste an diesen Spielen war, dass man seinen Level kennenlernte und zu akzeptieren lernte.

Wissen, was man ist und was man nicht ist.

Und dass jeder Zug Folgen hat.

Die wenigsten sieht man voraus.

Die nun aber am eifrigsten betriebenen Kinderspiele sind jene, die ohne oder fast ohne Equipment auskommen. Wir konnten stundenlang durch mit Kreide auf das Pflaster gemalte Karos hopsen, zuerst gehen, dann einbeinig, zweibeinig springend. Ich sehe die Karomuster nirgendwo auf den Straßen. Ein hopsendes Kind würde auf den meisten Straßen von heute auch nicht die ersten fünf Minuten überleben. Konsolen retten da eben auch Leben.

Andererseits war Hopse zugegeben auch nicht gerade besonders geistreich.

Als Kind will man andauernd Energie verschwenden und Zeit totschiessen. Energie und Zeit werden im Alter dann so knapp, dass man gern etwas vom Überschuss der Kindheit hätte. Aber Pustekuchen.

Natürlich besaß ich auch von den Eltern gekauften Spielzeug.

Ich erhielt einmal zu Weihnachten eine kleine Modelleisenbahn, deren Lok, wenn sie heiß wurde, immerhin sehr aufregend roch.

Der große Optik-Baukasten war interessanter, vor allem, wenn man sich von den vorgegebenen Bauzielen löste. Mit der Taschenlampe ließen sich tolle Effekte an die Wand blenden, wenn man durch die Linsen funzelte. Oder man erhielt merkwürdige Aussichten, wenn man in den elementaren Dia-Betrachter, der sich bauen ließ, Bonbonpapier legte.

Zur frühen merkantilen Ertüchtigung erhielt ich einen Kaufmannsladen, den ich aber bald, und das durfte nun wirklich keiner von den Pistolenspielen wissen, zur Puppenstube umbaute, um dem Puppenhaus meiner Schwester eine kommunizierbare Nachbarfamilie anzubieten. Wir hatten damit sehr viel ergötzlichen Spaß und Streit.

Leider besitze ich gar nichts mehr davon. Als ich in ein Lehrlingsinternat kam, muß es daheim diskret beiseite geschafft worden sein, um mein Erwachsenwerden nicht zu behindern.

„Und? Was noch alles?“, höre ich Kinder von heute fragen.

„Wie alles? Ist doch ‘ne Menge Spielzeug.“

Na schön, ein bisschen was war noch.

Ein Rahmen, aus dem man Pappefische mit Magneten angeln konnte.

Das Kasperletheater nicht zu vergessen! Leider passten irgendwann meine Finger nicht mehr in die Köpfe, und ich konnte Teufel und Polizist nur noch mit hängenden Häuptern darstellen, ein dramaturgischer Effekt, der sich bald erschöpfte.

Es gab ein ratterndes ungarisches Aufziehauto-Herumfahrespiel, bestehend aus einer Metallplatte mit Spurrinnen, die das Rattern auf sie gestellter Aufziehautos so gut aufnahm, dass meiner armen Mutter in der Küche das Kartoffelschälmesser zitterte.

Lauter als diese entfesselten Sprungfedern waren ja nur noch meine eisernen Rollschuhe. Ich bin froh, dass es mir auf diesem Wege endlich möglich ist, für den Höllenlärm um Entschuldigung zu bitten, den ich, einzig aus meinem Vergnügen, am Sonntagnachmittag in unserer Straße damit entfesselte. ES TUT MIR LEID!

Es war eine sonst so ruhige Straße, durch die wenige Autos, mitunter sogar Pferdefuhrwerke fuhren. Abends radelte der Laternenanzünder mit seiner großen Stange herum, und die Post besaß bereits ein Elektro-Paketauto, das fast im Schritttempo fuhr, was wiederum die ohnehin späten Pakete nicht mehr sonderlich aufhielt.

Wir kriegten ja nur Ostpakete. Zum Geburtstag schickte mir die mütterliche Oma stets einen sinnfreien Schlafanzug und mein Opa, der ein Dr. ing. war, belehrende Bücher, die aber eben zu oft aufs Technische zielten oder die Eroberung der Meere durch die großen Seefahrer beschrieben. Ich mochte aber tiefes Wasser nicht, was schon genügte, um die gesamte Schifffahrt, die damals noch mit zwei „F“ auskam, zu meiden.

Wir besichtigten einmal an der Warnow bei Rostock ein riesiges, dort vertäutes Schiff. Draußen waberte öliges Wasser. Innen drin lauter blecherne Geräusche und Rost.

Dieses Milieu kam mir noch als Parallelspiel zum Schulunterricht wieder unter, beim Schiffeversenken während des Unterrichts. Ich glaube, das ist noch im Schwange, dass man dem Banknachbarn „C5“ zutuschelt, und jener schaut nach, ob da was auf seinem Karopapier erwischt wurde.

Dabei sollte man eigentlich im Unterricht aufpassen, denn schließlich wollte ich man später in meinem Leben auf gar keinen Fall Schiffeversenker werden.

Besonders makaber ist, dass meine Schweriner Schule, die Friedensschule, früher einmal die Wilhelm-Gustloff-Schule war, was an ein versenktes Schiff erinnert...

Bremsen wir die Abschweifung und kommen wir zu wichtigen Dingen.

Auch wenn das Kind dabei unruhig hin und her rutscht und sich damit nicht befassen will.

# Karriereplanung ohne Dampflok

War ich so etwas wie ein Glas Erdöl?

Die Frage „Was soll bloß aus dir werden?“ hörte ich, meist aus dem Munde meines Vaters, mit Befremden und fand sie falsch gestellt.

Hier war wohl offenbar nicht das, was ich wollte, relevant, sondern was „aus mir“ irgendwie herzustellen und hinzubiegen sei.

So überaus gern ich als das altkluge Kind, das ich war, mit Erwachsenen Konversation pflegte, so ungern redete ich mit ihnen über mein künftiges Berufsleben.

Genau so gut hätte ich über eine Bonbon-Flatrate verhandeln können.

Ich wollte so gern beruflich etwas tun, das mit Kunst, Fantasie, Spiel und Freude zu tun hat, und vielleicht auch mit Ruhm.

Aber so etwas war meist nicht im Angebot.

Wurde ich „Was soll bloß aus dir werden?“ gefragt, klang das auch immer so, als stünde fest, dass aus mir nichts wird.

Es war also eine dieser „Wo isser denn?“-Fragen, die keine Antwort brauchen, ein Vorwurf, ein verbaler Klaps.

Erst recht konnte ich nicht antworten.

Ich saß hingekrümelt am Küchentisch, an welchem mein Vater hin und wieder die große Schicksalsfrage stellte, und immer öfter natürlich, je älter ich wurde und vom Spintisieren nicht abließ, mal Schauspieler sein wollte oder gar nichts.

Sollte ich sagen, dass ich nichts werden wollte, das einen abends so fertig und frustriert nach Hause kommen lässt wie ihn?

Am Abendbrottisch kippten die Erwachsenen oft den Frust ihres Arbeitstages aus, schimpften einander was vor über die Vorgesetzten, die blöden oder gemeinen Kollegen und dass sie bei Beförderungen übersehen wurden. Was sollte nur aus ihnen werden? Ausgezehrte, verbitterte auf die Rente Wartende.

Die Frage danach, was „aus mir werden“ solle, deutete auch auf unangenehme Art auf die Erwartung einer Metamorphose ein, eine gezielte Verpuppung, aus welcher man, ja, als was wohl entstehen mochte?

Als Schmetterling offenbar nicht, denn jedes Inaussichtstellen einer schillernden Künstlerkarriere wurde missbilligt oder wenigstens als Flause, die sich legt, verlacht.

Den Erwachsenen, namentlich den Eltern, schwebte mehr eine Arbeitsbiene vor, eine produktive Einheit, die, wie es hieß, ihren Platz in der Gesellschaft findet. Kam man diesen Vorstellungen freundlich entgegen, zeigten sich allerdings keine prickelnden Zukünfte.

Alles, was ich werden wollte, war entweder irrelevant oder ich wusste es selbst nicht oder log etwas von Mal-sehen-was-sich-ergibt, um meine Ruhe zu haben.

Immerhin kolportierte ich niemals, unter keinen Umständen den blödsinnigen Berufswunsch des Lokomotivführers!

Derlei ging unter meinesgleichen um wie Ziegenpeter.

Das Gedränge auf den Lokführerständen der Zukunft war so groß, dass ich wenigstens damit nicht auch noch belästigt wurde. Was fanden die alle so verlockend daran, rußverschmiert aus einer Luke in peitschenden Dauerregen zu blinzeln?

Abends könnte ich höchstens im Zirkel Schreibender Lokführer sitzen und meine Gedichte vorlesen, die das Ausweglose einer Bahnfahrt von Rostock nach Güstrow lyrisch beklagten. Oder, um in meinem Land gern gedruckt zu werden, ein „Lob des Gleises“.

Ich bin mir natürlich nicht sicher, ob ich doch einmal „Lokführer“ gesagt habe, als man mich nach meinem Berufswunsch fragte. Es gab ja auch dieses Nicht-auffallen-wollen und Notfalls-das-sagen-was-gehört-werden-will.

Tatsache ist allerdings, dass ich und ein Klassenkamerad eines Wintermorgens vielmehr versucht hatten, Dampflokomotiven zur Explosion zu bringen. Dies könnte, so lautete unsere Arbeitsthese,

dadurch erreicht werden, dass man einen Schneeball von dieser Bahnbrücke aus, die auf unserem Schulweg lag, direkt in den Schlot der Dampflokomotive würfe.

Kaum heraus aus dem Schweriner Hauptbahnhof war sie noch so langsam, dass es realistisch war, den Schornstein mit dem Schneeball zu treffen. An diesem Schneeball würde sie sich fürchterlich verschlucken, die Lok, und in einem herrlichen Feuerwerk zerspringen.

Ich liebte ja Feuerwerke, und der Lokführer würde mal sehen, was es bringt, wenn man als Kind einfältig Berufsziele nachplappert.

Leider kam ausgerechnet während der Versuchsreihe ein Eisenbahner in Uniform des Weges (auch er hatte es schließlich nicht weit bis zum Bahnhof) und brachte es sogar fertig, uns in der Schule anzuschwärzen und als fahrlässige Feinde der Eisenbahn darzustellen.

Obwohl er wusste, dass die Schneebälle völlig harmlos waren.

Es ging ums Prinzip.

Und in diesem Augenblick der Bloßstellung vor Lehrer und Schulklassen glaubte ich, dass unsere Schneebälle wirklich gefährlich waren.

Schade, dass wir nicht getroffen hatten.

Die Eisenbahn hieß übrigens die ganze lange Zeit lang in meinem Land „Reichsbahn“, und niemand wusste so richtig, warum sie der allorts um sich greifenden politischen Korrektheit entgangen war.

Man erzählte sich, dass überall in der Welt verstreute Eigentümer auf Aktienpaketen saßen, die nicht verprellt werden durften. Oder dass es zu viel Arbeit machen würde, überall irgendwelche neuen Logos aufzupinseln.

In Wirklichkeit ging es wohl um Betriebsrechte in den Westsektoren Berlins.

Und zu viel Arbeit hätte es ganz sicher gemacht.

Die Dampflokomotiven verschwanden eines Tages ohne unsere Sabotage.

Das ruckartige Anfahren und die schönen Geräusche und Dampfschwaden über den Bahnsteig hinweg konnte man nur noch an Museumszügen erleben, die in jeder Kurve von Bahnbesessenen fotografiert werden. Ich bin sicher, dass die alle mal Lokführer werden wollten, es aber nur geschafft haben, einen Fotoapparat zu kaufen.

Am Massenberufswunsch „Lokführer“ zeigte sich natürlich die ganze, ungeheure Fantasielosigkeit meiner Geschlechtsgenossen. Wenn es wenigstens der Busfahrer gewesen wäre, der immerhin noch, rein theoretisch jedenfalls, selbständig lenken und entscheiden kann, ob er sich verfährt.

Es gab noch andere beliebte Verkehrsmittelberufe. Kapitän, Pilot, Kosmonaut. Für diese war ich mal zu wasserscheu und zu höhenängstlich.

Von Kosmonauten wusste man, dass sie zu Trainingszwecken sehr schnell Karussell fahren mussten. Das war vielleicht noch das Schönste an diesem Beruf.

Und der Ruhm.

Berühmt sein musste schön sein. Aus der Masse herausragen, ohne dass dies einem vorgeworfen wird.

Es gab aber schon mal, so weit ich mich erinnere, keinen Applaus für einen pünktlich eingefahrenen Personenzug.

Womit, überlegte der eine Teil von mir, konnte ich berühmt werden?

Der andere Teil dachte darüber nach, welche Arbeit die wenigste Arbeit machte.

Im Zweifelsfall war diese Frage sogar die Wichtigere.

Der einzige attraktive Beruf im Schienenverkehr war in diesem Kontext der des Schrankenwärters.

Der Schrankenwärter war nicht hin und her geworfen im menschlichen Sein. Er jagte das Glück nicht. Es bestand für ihn im warmen, gemütlichen Schrankenwärterhäuschen.

Allerdings, so malte ich es mir aus, konnte er dieses Heim auch nie verlassen, denn die Zugdurchfahrten zersäbelten im Stundentakt sein Leben.

Er würde sich selbst krank an die große Leier schleppen, und schlafen konnte er erst, wenn der verspätete Nachtzug endlich seine Schranke passiert hatte.

Der Schrankenwärter durfte keinen einzigen Zug verpassen.

Die Menschen verlassen sich höchst leichtsinnig aufeinander, wie man heute weiß, und noch leichtsinniger auf Technik.

Wie unbekümmert wir auf dem Rummelplatz in eine rasch zusammengeschaubte Achterbahn einstiegen! Das mutigste Tier ist nicht so leichtsinnig.

Keinesfalls kam ich auf die Idee, dass der Schrankenwärter schon sehr bald wegrationalisiert würde. Ich war lange der Falschmeldung erlegen, dass Technik die Arbeit erleichtern, nicht aber abschaffen sollte. Mein Schrankenwärter der Zukunft drückte halt nur noch rund ein Dutzend Mal am Tag auf einen Knopf und hatte sonst frei, wenn die Schranke nicht zu ölen war.

Aber nicht einmal in meinem Land der eher nur verbalen Fortschrittsbeschwörung gab es die Bereitschaft, die Würde einer Berufsgruppe zu bewahren und sie nicht durch ein wenig schnöde Steuertechnik zu ersetzen.

Ich und Schrankenwärter? Von ihren Führerständen auf den Loks würden in dieser Zukunft meine Klassenkameraden, die Lokführer wurden, zu mir, der ich arbeitslos am Bahndamm hocke, herabjohlen und den Stinkefinger zeigen.

Oder was herauswerfen.

Aber das dachten sie sich nur, denn sie wussten nicht, dass man eines Tages Zugfenster nicht einmal mehr würde öffnen können.

Und auf den Toiletten der einfachen Züge sah man direkt durch das Klo-Loch auf das dahinrasende Schotterbett.

Um es zusammenzufassen: gern hätte ich als jemand arbeiten wollen, der nicht arbeiten muss.

Ich erkannte mich, wie ich im Inneren abgrundtief faul war.

War es jeder? Sagten sie alle „Lokführer“ nur deshalb, damit es nicht herauskommt?

Unentwegt wurde darauf orientiert, seinen Platz in der Gemeinschaft zu finden. Und wer es schaffte, berühmt zu werden, etwa als Olympiasieger, hatte eben einen Logenplatz in der Gemeinschaft. Und bekundete lautstark, der Gemeinschaft zuliebe einzigartig zu sein.

Es gab immer diese Ganzheitsprojektion und einen Kollektivbezug des eigenen Handelns.

In der Schule behandelten wir in diesem Zusammenhang ein aus heutiger Sicht verheerend umweltschädliches Gedicht von Bertolt Brecht mit dem Titel „Die Teppichweber von Kujan Bulak ehren Lenin“.

Besagte Teppichweber wollten ursprünglich mit gesammeltem Geld ein (wer gibt dafür nicht gern?) Lenindenkmal aufstellen. Sie besannen sich aber nach tieferer Überlegung, für das Geld lieber Petroleum zu kaufen, um dieses unverzüglich in ein nahe gelegenes Ökosystem ‚Sumpf‘ zu schütten, wodurch die dort brütenden Mücken aufgrund ihres desolaten gesundheitlichen Zustandes nicht mehr in der Lage wären, den Neuen Menschen, wie er hier heranwuchs, zu peinigen. (Ich bemerke und gestehe die ungeheure Länge dieses Satzes. Offenbar wollte ich mich auch darin von Bertolt Brecht absetzen.)

Das Gedicht endet mit der Moral: „So nützten sie sich, indem sie Lenin ehrten und ehrten ihn, indem sie sich nützten, und hatten ihn also verstanden.“

Mit aller mir zu Gebote stehenden Scham muss ich gestehen, dass mir damals das Gedicht gefiel.

Ein Ökosystem ‚Sumpf‘ hatte auch schon Goethes Faust auf dem Gewissen. Die Leute, so die Botschaft des Gedichtes, gaben ihr Geld für Sachen aus, die ihnen zumindest auf kurze Sicht nützten. Ich hielt die Teppichweber für clevere Hunde.

(Gerade zeigt mir übrigens Google-Maps an, dass der Ort Kujan Bulak unbekannt ist. Verlassen, weil petroleumverseucht?)

Ist es ein Wunder, dass ich mich später über die Pullover strickende Leute im westlichen Bundestag wunderte, die plötzlich Krötentunnel forderten und petroleumfreie Flussauen?

Manche webten zuhause vielleicht sogar Teppiche.

Lenin war übrigens einer der vielen Weihnachtsmänner der Kindheit. Ob Marx, Ho Chi Minh, Lenin eben oder sogar Walter Ulbricht - der Archetyp des gütigen Opas war das Maskottchen des Vertrauens in die Zukunft.

Lenin wurde eigentlich gar nicht alt genug für die Opasammlung, er starb mit Vierundfünfzig, aber auch er war uns ein gütiger Weiser, der geradezu automatisch immer wusste, was richtig ist.

In der Kinderzeitschrift „Frösi“ (was „Fröhlich sein und Singen“ fröhlich abkürzte) lag einmal eine Schallfolie dabei, eine biegsame Schallplatte. Auf der einen Seite befand sich eine Leninrede, von

der ich trotz Russischunterricht noch weniger verstand als damals bei den herumtobenden Gastkindern.

Eine ölige, aber auch polternde Stimme rief in einem unentwegt alarmierendem Ton, als sollte man noch heute eine Petroleum-Eimerkette bilden.

Es war, ehrlich gesagt, auch etwas wie Bellen. Es passte gar nicht zum netten Opa-Image. Vielleicht musste so gebellt werden, weil die Tontechnik noch nicht ausgefeilt war. Oder das Publikum.

Auf der anderen Seite der Schallfolie befand sich das Lied „Moskwa Maiskaja“, das sehr bald ein Ohrwurm wurde, weil wir zu jenem Zeitpunkt nur sehr wenige Schallplatten besaßen und ich dieses schmissige Stück entsprechend oft auflegte.

Weil es die einzige biegsame Schallplatte war, die wir besaßen, fürchteten wir, dass sie besonders der Abtastnadel zusetzte. Also wurde sie im Umsichgreifen dieser Furcht nicht wieder aufgelegt. So ehrten wir Lenin nicht und nützten uns.

Auf Empfehlung einer Lehrerin in der zweiten Klasse meldeten mich meine Eltern für die dritte Klasse in einer R-Klasse an. Für Sprachbegabte mit Russisch ab dritter Klasse. Nicht weniger als die halbe Klasse würde später zum Abitur durchdelegiert. Das war eine Riesenquote. Aber so eine große Quote konnte es gar nicht geben, dass ich wegen zu schlechter Noten nicht doch durchplumpste.

Mit unserer hauseigenen Ikone, Ernst Thälmann, haben wir uns erstaunlich wenig beschäftigt.

Natürlich gab es den Film, aber damit war es irgendwie auch schon gut. Das Ranking unter den deutschen Verehrungswürdigen führten Marx und Engels.

Marx war noch so einer, der in der Stadt von Tom und Peggy lebte. Und Engels war zum Glück Kapitalistensohn und konnte mit Geld aushelfen.

Vom Klugsein konnte er sonst nicht leben.

Was war das überhaupt für ein Beruf, der „Berufsrevolutionär“, wie Lenin ihn nannte? Um als Arbeiter zu gelten, also der herrschenden Klasse anzugehören, genügte es, früher einmal Arbeiter gewesen zu sein. Durch politische Umtriebigkeit im gewünschten Sinn verwandelte man sich in einen so genannten Kader, einen nicht mehr arbeitenden Arbeiter, der aber ein besonders hohes Arbeiterbewusstsein besaß.

Ich ahnte in meiner Faulheit, dass es raffinierte Wege gab, um sich vor dem Arbeiten zu drücken. Aber war ich auch wirklich faul?

Sobald ich einmal passiv herumsitzen oder –liegen sollte, langweilte ich mich sofort unbändig. Und sobald mich etwas interessierte, faszinierte, konnte ich Zeit und Raum vergessen und unermüdlich darin tätig sein.

Alle Kinder, die man für faul hält, haben wohl nur noch nicht gefunden, worin sie fleißig sein wollen.

Manche finden es natürlich nie.

Bei Vorhandensein von krimineller Energie ist das sogar die beste Lösung.

# Treppen, Türen und ein Lastwagen

So zuwider mir jedes Basteln war, so sehr erfreute mich technischer Errungenschaften. Eine der ersten Sensationen waren Treppen, deren Stufen von selbst nach oben schwebten. Und auch nach unten.

Ihre Bekanntschaft schloss ich bei einem Berlin-Besuch. Ich glaube, am Alex war es. Ich wusste auch ganz genau, dass nun die Zukunft begonnen hat.

Die Automatisierung setzte auch an Stellen ein, wo man sie gar nicht vermisst hatte. Zum Beispiel war es eigentlich zumutbar, Türen zu öffnen. Aber ich beobachtete verzückt, wie sich die Tür des Interhotels „Berolina“ von selbst öffnete und auch wieder schloss.

Bald gab es das auch bei einem neuen Hotel zuhause in Schwerin. Eine magische Kraft zog mich immer wieder an, in die Lichtschranke zu treten. Photozellen, Wahnsinn.

In Schwerin traute ich mich auch einmal, ganz hindurch zu laufen – und fand mich in einem tristen Vestibül und lief sofort wieder hinaus.

Die Tür war das Ereignis, nicht das, wohin sie führte.

Von Anfang an zeigte die neue Technik somit eine gewisse Content-Schwäche, die mir aber noch nicht auffiel.

Was auffiel war, dass die automatisch öffnenden Türen zuerst als Luxus für ausländische Gäste installiert wurden, während uns weiterhin zurückschlagende Pendeltüren verprügelten. Ich war als aufgeschlossener Techniknutzer schon erfreut, wenigstens mal durch eine flotte Drehtür gewirbelt zu werden, gern auch mal kichernd eine Extrarunde zu drehen.

Es ging dann wieder hinaus nach Grünau, denn die Berlinreise hatte sich nur dadurch ergeben, dass wir den Ruderverein des Vaters zur Regatta begleiten durften.

Merkwürdige Menschentrauben am Ufer, welche dem Glauben verfallen waren, dass Menschen durch Anschreien schneller ruderten. Sie nannten es „anfeuern“.

Es war kein aggressives, sondern ein gutmütiges Anschreien. Die Angeschrien freuten sich auch darüber, dass sie angeschrien wurden. Ein positives Gruppenerlebnis.

Das Geschehen auf dem bleifarbenen Wasser kontrastierte zur Hektik im Schilf. Beinahe bedächtig glitten die schmalen Holzboote durchs Wasser, lange nicht so schnittig wie bei den

Motorbootrennen auf dem Schweriner Ziegelinnensee. Wie es da knatterte und stank und flitzte.

Eine, zugegeben, schon etwas anstrengendere Zukunft.

Die Rückfahrt aus Berlin vom Ruderrennen am Sonntagabend war anstrengend. Schaukelnd wieder mit LKW über die F5 nach Norden. Die Zeltplane klackerte gegen die Ladeverschläge. Die Insassen waberten schwarmartig hin und her und auf und ab, wie der Straßenzustand es auslöste.

Keine Fenster natürlich, aber man spürte wenigstens, ob der LKW über einen Bahnübergang fuhr, über Katzenkopfpflaster oder Asphalt.

Ein bisschen im Regen glänzende Straße erspähte ich, wenn hinten einer die Plane lupfte. Nasser Asphalt war für mich Romantik, kriegte davon Bigbandsound ins Ohr, Saxophon, Trompete. Ich konnte ja immer Musik im Kopf hören, wenn ich das wollte.

Der LKW war für mich ein schreckliches Transportmittel. Dunkel, klamm, kalt. Raue Decken gab es wenigstens. Schlafen ging kaum. Aber es war immerhin eine Gratisfahrt nach Berlin. Wo ich die Zukunft gesehen hatte. Wartet nur ab! Es wird noch leicht und schön, das Leben!

## Die Anderen

Dass die Westdeutschen tatsächlich existierten und nicht nur verschneite Fernsehschatten waren, bemerkte ich vor allem zu Ostern.

Ostern kam Farbe in die Welt, durch bunte Eier und Westautos, mit denen viel Verwandtschaft die so genannten Brüder und Schwestern im Osten besuchte.

Man erkannte die Westdeutschen sofort an ihrem diskret abgetönten Stolz.

Sie schienen über mich gekonnter hinwegzusehen als die hiesigen Erwachsenen.

Dabei trugen die Männer schon beim ersten Sonnenstrahl großflächige Sonnenbrillen und waren schick frisiert.

Aber das mit den Frisuren kann an Ostern gelegen haben. Die Kleidung schien mir nicht so sensationell, wie ich erwartet hätte, aber für Kleidung hatte ich ja, wie der Leser schon weiß, keinen so geübten Blick. Die Sonnenbrillen ließen mich zuerst vermuten, dass es bei uns besonders hell ist. Dann nahm ich an, dass die Bebrillten nicht zeigen wollten, dass sie sich umgucken.

Jedenfalls waren es für mich rätselhafte Wesen, die Menschen aus dem Westen.

Wir hatten nur offiziell keinerlei Westverwandtschaft.

Eigentlich lebte, irgendwann muss es ja mal raus, der Großvater mütterlicherseits dort. Aber er war verkracht und ergo paketetechnisch tot. Da konnte man ihn auch gleich als nicht vorhanden betrachten, was wenigstens der Karriere dienlicher war.

Für „Karriere“ sagte man allerdings eher „Laufbahn“.

„Laufbahn“ war ein recht ehrliches Wort. Wenn eine Karriere ein riskantes Abenteuer war, war eine Laufbahn, solange man sich nicht bockig anstellte, eine schnurgerade Sache.

Westverwandte waren Stolpersteine auf der Laufbahn.

Viele Menschen mit Laufbahn parkten ihre westlichen Verwandten vorsorglich in der Fragebogenrubrik „Nicht vorhanden“.

Nun war es aber auch nicht so, dass die Laufbahn schon abgelaufen war, wenn man die Westverwandtschaft zugab. Wichtig war, ob man Kontakte hatte. In staatlichen Einrichtungen mussten die Beschäftigten eigentlich diese Kontakte melden. Aber wenn es die Kontakte gar nicht gab, konnte man am besten auch gleich die ganze Existenz der nicht Kontaktierten leugnen. Ein bisschen lügen, und schon steht man etwas fester auf dem Standpunkt der wichtigen Wahrheiten. Besonders misstrauisch war man gegenüber Menschen, die das Land im Westen vertreten sollten, bei sportlichen Wettkämpfen zum Beispiel. Deshalb konnte man beispielsweise die hundert Meter gerne in acht Sekunden laufen – man kam trotzdem nicht zur Kinder- und Jugendsportschule mit einer Tante in Hamburg. War der Papa außerdem noch Pfarrer, konnte man die hundert Meter auch folgenlos in sieben Sekunden schaffen.

Das Land kompensierte die vielen sportlichen Talente, auf die es trotz intensiver und in vielem mustergültiger Talente-Förderung verzichtete, mit einem Doping der verfügbaren.

Mir war also klar, dass alle in meiner Klasse, die Westbesuch bekamen, laufbahngebremst waren. Schicke Klamotten, aber Blei an den Füßen.

Ihnen blieb höchstens, als Handwerker mal viel reicher zu werden als ein staatlicher Beamter.

Außerdem konnten sie dank westlicher Kosmetik angenehmer duften in ihrer gesellschaftlichen Benachteiligung.

Es hatte, wie ich hin und her überlegte, alles so seine Reize und Verhängnisse. Mein Mangel an Westverwandtschaft genügte leider nicht, mich zum Abitur zu delegieren. Zu schlechter Notendurchschnitt.

Ich sah den Osterbesuchern an, dass sie mit ihrem diskreten Stolz ebenso diskret aber unüberhörbar die ganze Zeit prahlen würden.

So war ich dankbar, dass sie nicht zu uns kamen.

Obwohl diese neuartigen Filzstifte schwer angesagt waren, und ich hatte keine.

Man musste sich für ein paar Filzstifte und ein Stück Seife sicher so allerhand anhören. Nein, das war nichts für einen altklugen Patrioten des wissenschaftlichen Kommunismus.

Aber die Filzstifte...

Ganz selten sickerten aus fremden Westpaketen einige als Almosen zu mir durch.

Ansonsten blieb ich filzlos.

Leider kamen die interessanten Westmenschen jener Jahre Ostern nicht zu Besuch: die Hippies, Gammler, Beatles, Drogensüchtigen.

Ich hätte wirklich gern mal einen Hippie getroffen. Oder wenigstens einen Gammler, womit alles bezeichnet wurde, was die Haare schulterlang trug. Aber es kamen nur die Spießer.

Im Westen wiederum kannten sie vor allem unsere Alten, denn die Rentner durften hinfahren, und die Züge nannte man „Mumien-Express“. Bei Rentnern war die Fluchtgefahr schon

krankheitsbedingt nicht so groß, und zweitens war ein Fernbleiben kein ökonomischer Schaden.

Denn es erleichterte sogar die Rentenkasse, wenn einer nicht wiederkam.

Aber sie kamen fast alle immer wieder.

# Dicke Freunde

In jeder Schulklasse gab es einen und genau einen, der einfach „der Dicke“ hieß.

Der Dicke in meiner Klasse versuchte dauernd, sich mit mir anzufreunden.

Aber irgendwie wollte ich schon mal keinen Berg zum Freund.

Damals sah man natürlich überhaupt weniger Dicke als heute, obschon seit Langem nicht mehr gehungert wurde.

Die Arbeiterveteranen, die wir mit der Pioniergruppe regelmäßig besuchen mussten, waren nie dick. Sie hatten etwas vom Ausgemergeltsein behalten. Ausgemergelt im Konzentrationslager, im Widerstand, in der Gefangenschaft, wo auch immer.

Wir sollten unbedingt für die Zukunft verhindern, dass Menschen nicht in Frieden dick werden durften. Nie wieder Krieg. Notfalls mit der Waffe in der Hand.

Selten gab es Arbeiterveteraninnen. Diese konnten wohl nicht so gut, das heißt so ausdauernd und politisiert erzählen.

Eine hatten wir mal, die klagte eins ums andere Mal: „Was sind wir nur schrecklich ausgebeutet worden!“ Eine Klassenkameradin, der ich diese aufmüpfige Distanz gar nicht zugetraut hätte, sagte mir, als wir wieder unten auf der Straße standen: „Die war doch bloß zu faul zum Arbeiten.“

Diese kleine Bemerkung erwischte mich bei meiner mir durchaus bekannten Untugend der Arbeitsunlust.

Würde ich nicht auch bei jeder Gelegenheit klagen, ausgebeutet zu sein?

Freilich gab es keine Kinderarbeit, aber wir waren doch als Schüler, will mal sagen, ziemlich verbindlich eingeladen, etwa die herbstlichen Äcker nach restlichen Kartoffeln abzusammeln. Was asteten da meine Klassenkameraden die Kiepen nur so auf den Hänger und sackten ein mehrfaches an Lohn ein als ich erzielte.

Während ich vom Einsatztag mit 7,45 Mark nach Hause fuhr, hatten manche das Doppelte und Dreifache geschafft. Dafür schien mir, dass ich dreckiger und verschwitzter geworden war als sie. Niemand außer mir hatte über die angestrengte Arbeit geklagt.

Andererseits rümpften sie die Nase über diese Aktivisten. Die ich nun gern, so lange es keine großen Anstrengungen kostete, bewunderte.

Mittlerweile wurden aber auch Menschen geschätzt, welche die Arbeit erleichterten. „Kybernetik“ war zum Beispiel ein magisches Wort für die Zeit, in der Transistoren so groß wie Mantelknöpfe waren. In hundert Jahren würden Roboter Kartoffeln sammeln und wir saßen mit der Funkfernsteuerung am Feldrand. Bis dahin musste ich mich als verkopfter Faulpelz unter den dumpf arbeitswilligen Mitmenschen so gut ducken wie es gehen mochte.

Ein Arbeiterveteran, der nicht über die Arbeit klagte, bezweifelte übrigens zum hundertsten Mal auch seinerseits, ob wir denn wüssten, was Hunger ist.

Allerdings hatte er Geschichten drauf von größerem Kaliber als meine Eltern.

Es schien ein gewisses Ranking im Erlittenen zu geben, und mir war eines Tages klar, dass wir später den Kindern nichts zu bieten haben.

Womit würden wir uns unseren Respekt verdienen?

Regelmäßig besuchten wir jedenfalls in der Gruppe alte Leute zuhause, die auch sofort übergangslos von ihrem Kampf gegen Faschismus und Ausbeutung erzählten.

Das Schöne an ihren Geschichten war, dass es ein Happy End gab. Unser tolles Land nämlich gab es und die nette, adrette Wohnung, in welcher der Arbeiterveteran sich vom Kampf ausruhen konnte.

Das weniger Schöne war diese Langatmigkeit, Umständlichkeit und mitunter Polterhaftigkeit, mit der uns berichtet wurde, während manches Mal draußen der Sonnenschein lockte.

Und der Bäckerladen.

Nein, das mit dem Hungern würde nichts mehr.

Der Dicke würde immer dicker, und ich hatte ihn immer unlieber zum Freund.

Das Wort „Freund“ war damals noch inflationärer in Anwendung als bei Facebook.

Freunde nannte man die sowjetischen Truppen bei uns selbst dann, wenn man sie nicht mochte, „die Freunde“. Das Wort wurde in Ironie eingelegt und ließ sich dadurch verdauen. Es ließ sich auch kaum vermeiden, in der dazugehörigen Freundschaftsorganisation zu sein. Mit „Freundschaft!“ sollten sich auch die Mitglieder des Jugendverbandes grüßen.

Bis heute weiß ich nicht, ob diese Ruf „Freundschaft!“ als Aufforderung oder flehentliche Bitte gedacht war.

Die meisten Menschen nennen die wenigen Menschen, die sie Freunde nennen würden, sicherheitshalber „wahre Freunde“. Eine Ohrfeige ist dies dem Wortmissbrauch, solange jedenfalls, bis die politischen Sonntagsreden auch den „wahren Freund“ zum Freundchen abgedroschen haben werden.

Heterosexuelle Männer vermeiden oft, „Das ist mein Freund“ zu sagen, weil sie nicht für schwul gehalten werden wollen. Sie sagen dann, wenn sie etwa ihren Begleiter beim Millionenquiz im Fernsehen vorstellen, das sei „ein guter Freund von mir“.

Als Jugendliche, unsicher in unseren Emotionen, erfanden wir auch noch den „Kumpel“. Aber die Kumpel sind merkwürdiger Weise alle weg. Kumpelbeziehungen haben nicht gehalten. Es hätte des Freundschaftsbekenntnisses bedurft.

# Schiefe Gesänge

Es war zum Verzweifeln. Wenn ich sang, traf ich keinen Ton.

Obwohl ich musikalisch war. Aber das glaubte keiner.

Das erste Pionierferienlager, in das man mich verfrachtete, als ich zehn war, hatte ein richtiges kleines Amphitheater, in welchem das unausweichliche „Fest der jungen Talente“ stattfinden sollte. Mir war schon klar soweit, dass ich ein junges Talent war. Ich konnte so schön wie niemand sonst Gedichte aufsagen und Aufsätze schreiben. Aber man steckte mich, ohne befragt zu werden, zum Singen in einen großen Chor.

Dieser sollte zum Beispiel das an sich sehr schöne Lied von Hans Naumilkat „Unsere Heimat“ darbieten.

Dieses Lied zählt auf, was alles Schönes zur Heimat gehört, aber weit kamen wir mit dieser Aufzählung nicht, weil mein Gesang, obzwar er unüberhörbar auch zu unserer Heimat gehörte, unerträglich war.

Die Pädagogin, die das mit uns probte, fand eine landestypische Lösung des Problems: ich wurde Dirigent.

Der Dirigent muss, ja, DARF gar nicht mitsingen!

Neidisch glotzten mich die verwendungsfähigen Sänger an.

Als Dirigent würde mir sogar zum Schluss ein Blumenstrauß überreicht werden. So als junges Dirigiertalent.

Leider verschaffte mir dies nicht das geringste Ansehen unter den anderen Kindern.

Als Jüngster, Merkwürdigster und Ängstlichster war ich die ganze Zeit auf Opfer-Abo für Mobbing. Dies löste herzerreißendes Heimweh aus. Noch heute möchte ich mich aus diesem Ferienlager abholen.

Eigentlich hätte ich mich in dieser Situation nur daran zu erinnern brauchen, dass ich mich für einen großartigen Schauspieler hielt. Hätte die Anführer des Mobs beobachten müssen, um sie zu parodieren. Ich hätte die Welt einfach zur Bühne erklären müssen. Aber auf das Einfache kommt man oft nicht.

Das wichtigste Talent, das man im Leben braucht, ist das Überspielen der eigenen Unfähigkeit.

Der Anführer der Peiniger, ein richtiger kleiner Teufel, teilte mir mit, wahrscheinlich als er mich mal wieder „im Schwitzkasten“ hatte, also meinen Kopf unterm Arm, dass er an meine Eltern unter meinem Namen einen Brief geschickt habe, in welchem, ha-ha-ha, das schlimme Wort „ficken“ reichlich vorkäme.

Ich stürzte zur Lagerleitung und erbettelte eine Sichtung der abgehenden Post.

Nichts dabei.

Neues Gelächter, auch der Erwachsenen.

Was ich tatsächlich schrieb, waren die Bettelbriefe an die Eltern, den Ex-Dirigenten aus der Ferienhölle zu holen. Aber jemand sagte mir, dass das unpädagogisch sei. Es würde uns verderben. Deswegen rate man den Eltern, hart zu bleiben. Wir würden sonst zu weich für die Welt.

Ach was, dachte ich, sie haben halt einfach kein Auto. Hierher schafften es nur Eltern mit Auto. Vor allem die Dicken bekamen am Sonntag mit dem Auto Kuchenpakete gebracht.

Die autolosen Eltern müssen eben Durchhaltebriefe schreiben und sich damit trösten, dass sie pädagogisch wertvoll sind. Ich sollte, stand da, doch auch mal das Schöne an der ganzen Sache sehen. Gerade fand aber in unserem großen Mannschaftszelt mal wieder unter mächtigem Gejohle das beliebte Wettfurzen statt.

Unsere Heimat.

Sie hatten übrigens, das muss ich endlich auch einmal loswerden, beim „Fest der jungen Talente“ eindeutig mieser gesungen als ich dirigiert hatte.

Es war nicht auszumachen, ob aus Bosheit oder Unvermögen. Beides wird sich addiert haben.

In jenem Ferienlager fand neben dem Wettfurzen ein noch absurderer, dafür offizieller Wettbewerb statt. Es ging um den tollsten Zeltvorgarten.

„Garten“ konnte man es natürlich nicht nennen, denn die Zelte standen zwischen Kiefern im Sand, wo nichts weiter wuchs. Es ging nun darum, aus dem, was da so herumlag, akkurat eine möglichst bedeutungsreiche Ornamentik zu legen.

Das Pioniersymbol in Kienäpfeln zum Beispiel.

Es war mir und meinen Zeltkameraden aber zu schwer und zu mühselig, ein großes „JP“ für „Junge Pioniere“ mit einer Flamme und dem Sinnspruch „Seid bereit!“ in Kienäpfeln zu pixeln.

Dazu kam, dass ich nie so recht wusste, wozu genau wir Pioniere denn „immer bereit“ sein sollten. Irgendein Tag X schien da im Raum zu schweben, an welchem jemand ins Klassenzimmer kommen würde, um uns zu sagen: „Heute ist es soweit. Jetzt geht es los...“

Das passierte aber nie.

Wir waren immer nur immer bereit.

Dieses Kramen im Kieferndreck war ja nach den steinzeitlichen Waschräumen in diesen Ferienlagern auch wirklich das Letzte.

Ich merkte, wie nicht nur ich immer unbereiter wurde.

Wir beschlossen, einfach einen Stern zu legen. Einen einfachen, praktischen Sowjetstern eben.

Aber erste Skizzen, mit dem Stock in den Sand gemalt, missrieten. Nie waren die fünf Zacken in einem regelmäßigen Abstand. Wie Zipfelmützen rings um einen Pfannkuchen. Es sah aus, als wollten wir uns über den Stern lustig machen. Das kam bestimmt nicht gut an.

Ich fand aber eine Lösung. Einfacher ging es nämlich mit sechs Zacken. Sechs Zacken kriegt man hin, wenn man zwei versetzte Dreiecke skizziert. Und Stern ist Stern, oder?

Wir legten einen schönen Stern mit sechs Zacken.

Eine strenge Kommission schritt nach festgesetzter Frist die Ferienlagerzelte ab und vergab Punkte. Vor unserem Stern hielten sie inne und wirkten merkwürdig unsicher. Sie rangen, man sah es, nach Worten. Ich fand, das war ein gutes Zeichen und strahlte.

„Was ist das?“, fragte der Jurychef.

„Das sieht man doch!“, sagte ich und ergänzte glücklicher Weise: „Ein Sowjetstern!“

Erst dieser Zusatz entspannte ihre Gesichter und setzte dieses fiese Erwachsenen-Schmunzeln frei. Wie sie auch über Kindermund schmunzeln.

„Das nächste Mal“, sagte man uns, „denkt daran, dass der Stern fünf Zacken hat.“

Ich erschrak über „das nächste Mal“. Bitte nicht wieder. Bitte nie wieder Ferienlager.

Der unfreiwillige Davidstern durfte jedenfalls bleiben. Nach zwei Tagen war er teils zertreten, teils von Wind und Regen demoliert. Wir hatten keinen Preis gewonnen, aber, wer weiß warum, auch nicht richtig verloren.

Ich denke mir heute, nein, eigentlich dachte ich mir schon damals, dass diese Tannenzapfenlegerei Eins zu Eins aus der Hitlerjugend übernommen wurde, von der mir mein Vater manchmal erzählte. Auch schöne Geländespiele hatten sie da gemacht. Viel Freizeitbeschäftigung wurde organisiert, und niemand, vom Führer wohl abgesehen, kam dabei auf dumme Gedanken. Ob sie Sterne beziehungsweise Hakenkreuze gelegt haben?

Einmal kamen wir heraus aus dem Ferienlager, und das sogar in einem richtigen Reisebus. Für einen Tag Komfort und Zivilisation. Wenn man davon absieht, dass einige Idioten aus meinem Zelt ihren Furzwettbewerb auch im Bus fortsetzten.

Die Fahrt ging nach Potsdam, ins hochlangweilige Armeemuseum und anschließend aber zum Schloss Cecilienhof.

Da stand ich in dem Konferenzsaal, in welchem Stalin, Churchill und Truman beschlossen hatten, ja was nun?

Ich erschrak.

Ja, sie hatten beschlossen, mich zu erzeugen! Denn ohne die Umsiedlung wäre mein sudetendeutscher Vater kaum nah genug an meine Mutter gelangt.

Wir wussten auch als Knirpse spätestens seit drastisch aufklärenden Gesprächen im Ferienlager, wie die menschliche Fortpflanzung vonstatten geht.

Man hatte uns auch in der fünften Klasse in einem verdunkelten Zimmer einen Film darüber gezeigt.

Meine Eltern hatten sich nun zu allem Überfluss auch noch in Torgau kennengelernt, wo sich ein paar Jahre zuvor die Alliierten getroffen hatten, um sich, wenn auch nur kurz, die Hand zu reichen. Auf einem Foto in der Potsdamer Gedenkstätte gaben sich nun die drei Staatsoberhäupter freudestrahlend die Hand. Hitler kaputt. Ich bin beschlossene Sache.

Als mir das in dieser Folgerichtigkeit bewusst wurde, kam eine Kaskade der Folgerungen in Gang. Ich wäre nicht nur ohne Vertreibung nicht zustande gekommen, sondern auch nicht, wenn Deutschland den Krieg nicht begonnen hätte. Denn ohne Krieg keine Vertreibung. Ohne Hitler kein altkluges Kind mit seinen Memoiren.

Überlege der Leser, die Leserin doch selbst einmal in einer viel zu ruhigen Minute, welchen historischen Voraussetzungen er und sie ihre Existenz verdanken! Das ist nicht immer angenehm, öffnet aber einen neuen Blick auf das Sein.

Jeder von uns ist nur eine Konsequenz aus Geschehenem.

Wir können daraus nur das Beste machen.

Wir sind nur Echos.

Wir mögen alle das Erlebnis von Liebe sein – ebenso sind wir, wie es in meinem Fall aussah, auch Konsequenz des Hasses, des Krieges.

Ob die Lehrer deshalb von früh bis spät unsere Friedensliebe predigten? Uns das besonders eindringlich predigten, uns, der Brut dieses Jahrhunderts?

# Tränen lügen nicht und andere Sensationen

Dass sich Liebeskummer nicht lohnt und es schade ist um die Tränen in der Nacht, erfuhren wir aus dem Schlager.

Ist es nicht merkwürdig, wie dort seelische Dramen in drei Minuten trällernd behandelt werden? Minimalpsychotherapie, ein Fußbad für die Seele.

Die Liebe ist für Kinder ulkig. „Liebespaar, küsst euch mal!“, wurde gerufen, sobald ein Mädchen und ein Junge zusammenstanden. Deshalb waren auch Schlager ulkig.

Die Sänger nicht immer.

Wenn eine Ost-Schlagersängerin ein paar Wochen nicht in Radio oder Fernsehen erschien, waren sofort die immer gleichen Gerüchte unterwegs. Dass sie oder er nämlich entweder in den Westen abgehauen war oder Selbstmord begangen hatte. Oder beides. Jeder im DDR-Radio gespielte Schlager war somit ein wenig Anwesenheitskontrolle.

Westschlager wurden von unseren Radios gespielt, wenn der Sänger schon immer ein Westsänger war und nicht durch Republikflucht zu einem wurde.

Wer es im Westen geschafft hatte, hampelte in der ZDF-Hitparade herum.

Manchmal zeigen sie heute die alten Shows wieder. Auch hier überfällt mich Wundern über schiefe Erinnerungen, andere Sichtachsen, Wahrnehmungen. Am meisten erstaunt mich zum Beispiel, wie viele komische Leute außer Dieter Thomas Heck, den Sängern, Tonsklave Reiner und Publikum überall blöd herumstehen. Wer hatte die reingelassen? Einige darunter mit ausgesprochenem Anschlagsgesicht. Gehen rein und raus und durchs Bild, ohne dass irgendein Zugriff erfolgt. Las einmal, dass Heck während der Sangesdarbietungen in der Ecke rauchte oder hinten schnell ein Bier zischte. Und diese Lotterbude war uns im Osten mal ein Glamourpaket?

Und roboterhaft klatschten sie, wie man sah, auch auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs.

Merkwürdig, dass ich mich oft von solchen TV-Wiederholungen nicht losreißen kann.

Sonst bin ich der schnellste Zapper östlich von Mainz, aber hier versuche ich durch immer wiederholtes Betrachten zu verstehen, warum es in frühester Jugendzeit nicht gerechter Weise als asozial galt, solcherlei triviale Turniere zu beglotzen.

Im Gegenteil war es purer Glanz in der Hütte, als glitzernde Wohnzimmorgala für Viele die Krönung der Flimmerwoche.

Und wie viele offensichtlich Schwule schon immer den Heteros ihre Liebe besingen! Können die das nicht selber? Einige haben den Spagat zwischen Sein und Schein auch nicht ausgehalten. Aber allein schon eigene Intelligenz muss für Sänger in der so genannten Blüte des deutschen Schlagers schrecklich gewesen sein. Besonders, wenn die Lieder von Kummer und Verzweiflung handeln, ist es jedes Mal von schockierender Unlogik, wie sich anschließend grinsend verbeugt wird. Geheimnisvolle Fremde überreichen einem, der gerade das Verlassensein besang, Sträußchen. In vielen Sängergesichtern der Fußabdruck der Kleinstadtmugge.

Aber damals so nicht gesehen.

Oder erst heute gesehen, wie man es einmal gesehen hat.

Man sollte ständig, vierundzwanzig Stunden lang auf einem Kanal das ganze Fernsehen von gestern zeigen, damit wir uns über uns damals wundern.

Da die Schlager mit allerlei idiotischen Nichtwörtern durchsetzt waren wie etwa „Hossa!“ oder „Shalali!“, fand ich mich in meiner Auffassung bestätigt, dass Erwachsene nicht unbedingt geistig überlegene Wesen waren.

Die kontaktscheu durch das Schulgebäude geisternde Pionierleiterin zum Beispiel. Ihr Berufsstand war augenscheinlich geschaffen worden für Erwachsene, die sich weigerten, erwachsen zu werden. Sie trug ein Halstuch wie wir und piepste, wie nicht einmal die Mädchen aus meiner Klasse piepsten. Die Pionierleiterin war für allerhand uninteressante Zirkel zuständig. Die oberste Pionierleiterin hieß offiziell Freundschaftspionierleiterin (es waren meistens Frauen), denn alle in der Schule zusammengenommen bildeten wir, wie schon einmal in diesen Memoiren gewürdigt, eine so genannte Freundschaft, welche in jeder Großen Pause von einer zünftigen Klopperei auf dem Schulhof konterkariert wurde.

Nur die Pionierleiterin würde sich nie kloppen. Sie wirkte auf eine unglaublich langweilige Art artig. Noch heute vermute ich, dass sie auch niemals Sex hatte oder nur ganz schwer dazu zu überreden war.

Aber ich schweife schon wieder ins Sinnliche. Wohl weil ich mir denke, dass dann einige Leser aufwachen und ich sie, Pardon, bei der Stange halte.

Für uns Kinder war es nur anmaßend, dass ein offensichtlich ausgewachsenes Homo-Sapiens-Weibchen tat, als sei es im Larvenstadium stehengeblieben. Niemand nahm es ernst.

„Ich mach ein glückliches Mädchen aus dir“ sang ein Typ, der aussah, als risse er jedes ihm anvertraute menschliche Wesen in den Abgrund.

„Bist du allein, von allen Freunden verlassen, dann geh' in die Stadt, downtown.“

„Du bist ein Stadtkind“, hatte schon meine Dorfoma immer gesagt. Es klang etwas Verachtung oder wenigstens Enttäuschung mit. Ich war schließlich in einem Bauernhaus zur Welt gekommen, ohne Klinikgetue, bei dem sich die Babys höchstens noch einen Latex-Fetischismus holen, wenn sie nicht schnell genug an die Haut der Mutter kommen.

„Du bist ein Stadtkind“ hieß: Du willst immer Sensationen. Die ist es nicht genug, über den Acker zu gehen.

Ja! Sensationen!

„Was erleben, was nicht jeden Tag passiert!“, sang die hiesige Sängerin Chris Doerk.

In Rostock war einmal ein großer ausgestopfter Wal ausgestellt. Er hatte den Namen „Goliath“ und roch gar nicht ausgestopft, ja, nicht einmal ausgenommen.

Einmal war die Ostsee ziemlich zugefroren und wir stellten uns ebenso vor, dass man nach Dänemark laufen könnte wie auch, dass dies der Grenzpolizei auch schon durch den Kopf gegangen sein würde.

Und wenn ein Leichenwagen zum Rostock-Gehlsdorfer Friedhof zuckelte, war das aufregender als alle Schulzirkel zusammengenommen.

Und die Beatles waren aufregend. Mit ihnen wurde aus der formbaren Masse des Nachwuchses eine merkwürdig gärende Substanz.

„Ganz in Weiß“ mit Roy Black war, fand ich in meiner Provinz fern von Liverpool, aber auch ein toller Schlager.

Die Beatles ganz in Weiß, das wär's eigentlich.

## Im Keller

Der Keller unseres Mietshauses war, wie ein Keller sein musste: modrig, dunkel, Angst einflößend. Sogar meiner Mutter. Sie sorgte sich aber nicht um Gespenster, sondern um keimende Kartoffeln. Die sollten noch ein Weilchen reichen.

Es wurde alles Mögliche eingelagert, was ein Vorratsdenken ausprägte, ein positives Hamsterbewusstsein, wie es das nicht mehr gibt.

Nur der Staat bunkert vielleicht noch an geheimen Orten Schmalzfleischbüchsen für den nuklearen Winter.

In unserem Keller lagerten zum einen die Kohlen, zum anderen Kartoffeln und schließlich immer schrumpfliger werdende Äpfel. Auch das in viele Gläser eingeweckte Kompott hielt sich nicht immer tadellos und begann zu schimmeln. Dann wurde es geradezu vorgezogen, bevor der Schimmel überhand nahm. Abgelöffelt das bisschen Pelz und fertig.

Wenn heute die Supermärkte auch nur eine Woche lang geschlossen wären, brähe Panik und Hunger aus. Selbst, wenn einmal feiertagsbedingt drei Schließtage des Supermarktes drohen, fallen die vorratsunbegabten Menschen der Moderne wie Zombies in die Regalreihen ein.

Niemals hatten wir die Einkaufswagen so voll wie heute, wobei zugegeben die halbe Füllmenge jetzt auf Verpackungsmaterial entfällt. „Tara“, wie das Gewicht im Einzelhandel heißt und wonach das Kreuzworträtsel meiner Mutter regelmäßig fragte. Viel Tara war nicht. Und wenn, so hielt sie nicht. Ich sage immer gern: Westverpackung geht nicht auf - Ostverpackung ist schon auf.

Vieles lag im „Konsum“, wie der kleine Selbstbedienungsladen nahe der Wohnung hieß, herum wie in unserem Keller, und selbst am Gemüsestand waltete eine Verkäuferin, die das Gewünschte beziehungsweise mehr so das Vorhandene abfüllte und abwog.

Die Kartoffeln dort keimten eben so schön wie die in unserem Keller.

Wir hätten beim Konsum-Totalausfall sicher einen ganzen Monat lang nur aus dem Keller gelebt, ohne zu verhungern, ich allerdings auf einem gewissen kalten Entzug.

Birnenkompott mochte ich nämlich beispielsweise nicht so exzessiv zu mir nehmen wie diese Salmiakpastillen. Die kleinen, rautenförmigen, pechschwarzen Produkte der chemischen Industrie wurden (und werden wohl noch) von Drogerien großzügig zu der Gattung der Bonbons gerechnet. Da ich dieses Zeug in rauen Mengen einwarf, nehme ich an, dass es vielleicht doch irgendwie abhängig machte oder dass Salmiaksalz (Ammoniumchlorid) in einer bestimmten Wachstumsphase besonders wichtig ist.

Ich hätte jedenfalls lieber einen Sack Salmiakpastillen im Keller gehabt und dafür ein Regal Birnenkompott weniger. Das Kohlenholen aus dem gespenstischen Keller hätte ein erstrebenswertes Nebenziel gehabt.

Die Portionen Braunkohlebriketts zum täglichen Heizen trugen wir in großen Pappeimern aus dem Keller. Pappeimern, in welchen ursprünglich Marmelade war. Ich fragte mich, wer so viel Marmelade aß und von welchem marmeladefressenden Monster meine Eltern immer die leeren Eimer kriegen konnten. Und womit würden wir die Kohlen in die Wohnung tragen, wenn wir keine marmeladefressenden Monster in der Bekanntschaft hätten?

Was machten die anderen Leute? Niemand konnte so viel Marmelade essen, dass der gesamte Eimerbedarf der Menschheit hätte gedeckt werden könnte. Ein großes Eimerproblem tat sich mir auf. Aber nur zur akademisch-internen Diskussion.

Kohlen brauchte es und Anfeuerholz, letzteres wir selbst auf dem Hof hackten. Manchmal denke ich, wir hätte uns auch in der Taiga durchgeschlagen.

Nicht immer machten sich die Erwachsenen, wie ich fand, die gebotene Mühe, um uns kulinarisch zu verwöhnen. Es war, wie außer mir aber niemand festzustellen schien, kulturlos, wie im Kindergarten in riesigen Plastikwannen (wir sagten natürlich „Plaste“ und nicht „Plastik“, aber das Thema ist ja wohl durch) Kartoffeln und Gemüse ausgereicht wurden.

Mir schien, dass alles Essen nach diesem Plaste/Plastik (Widerborstiges bitte streichen) schmeckte. Konnte man nicht ein paar nette Töpfe nehmen? Barbaren. Die Geschmacklosigkeit des Servierens

der Hauptmahlzeit machte die Erzieherinnen für mich grundsätzlich inkompetent in Fragen des Catering.

Im Schulhort gab es, ich war noch in der ersten Klasse und hatte das Gefühl, gar nichts zu lernen, Sonnabends und leider nur Sonnabends wundervolle Butterbrötchen und Kakao. Nichts weiter. Ein freches Anti-Mittagessen, eine ehrliche paradiesische Speise.

Sonnabends gingen Wünsche in Erfüllung.

„Es geht doch“, dachte ich.

Ich hätte auch gar nichts dagegen gehabt, wenn wir öfter mal aushäusig wären essen gegangen.

Aber eine Gah-Stätte, wie ich sie immer nannte, wurde exklusiv nur im Urlaub aufgesucht oder wenn zu Familienfeiern Tische bestellt wurden.

Im Urlaub kam man dort meistens an, wenn entweder Ruhetag war oder mit einem Bleistiftkreuz schon eine Menge markiert war, was alle war.

Und natürlich wurde man platziert, manchmal sogar an einen Tisch, an welchem schon Leute saßen.

Prinzipiell wurde Gaststättenessen mit einem „Das mach' ich zuhause aber besser und billiger“ kommentiert.

Trotz alledem war ein Gaststättenbesuch für mich ein großes Erlebnis. Stolz schritt ich an dem „Hier darf ich nicht rein“- Schild mit dem Hund drauf vorbei. Man durfte auf einmal Brause trinken zum Essen und manchmal gab es diese wunderbaren Teller, in denen Kartoffeln, Gemüse und Fleisch je ihr eigenes Fach hatten, und nichts konnte sich, wie leider daheim der Fall, gegenseitig durchtränken.

Die Kellner machten sich manchmal den Spaß und uns Kindern die Freude, uns besonders ehrerbietig zu bedienen, wie kleine Herrschaften. Schade, dass man so oft am Ruhetag ankam.

Sehr elegant fand ich immer, wenn Kellner ein weißes Tuch über den Unterarm trugen. Irgendwann verschwand es wie überhaupt die elegante Kleidung. Bis man auch nicht mehr „Herr Ober!“ sagte, selbst wenn es gar nicht der Oberkellner war. Mit dem Ruf „Herr Ober!“ begannen, wenn der Ruf eine Terz höher lag, auch bitterböse Beschwerden über kalte Kartoffeln und zähes Fleisch. Es war die Anrufung der verloren gegangenen Qualität.

Es gab auch, wenn es sonst gar nichts gab, das Buch „Der Gast hat das Wort“. Wenn man Glück hatte, erhielt man auf einen Eintrag darin die Auskunft, dass die Kritik „im Kollektiv ausgewertet wurde“. Man konnte auch Lob hineinschreiben. Beim Loben wurde immer gereimt. Obwohl ich auch gern die Kritik in Verse gefasst hätte. Hätte Spaß gemacht. Aber Kritisieren ist nicht zum Spaß haben da.

Ich glaube, so oft wir uns auch beschwert haben mögen, haben wir doch nicht an das Buch geglaubt, in welchem der Gast das Wort hat.

Es soll Kunden gegeben haben, die das gar nicht erst eines Blickes gewürdigt haben, sondern gleich an den Staatsratsvorsitzenden schrieben, dass der Rinderbraten zäh ist wie eine Gummisohle. Sicher wurde das dort auch im Kollektiv ausgewertet.

Die Vorgänge lagern bestimmt irgendwo in einem Keller.

# Vietnam

Fast hätte ich es vergessen!

Mit einem Bein befand ich mich die ganze Kindheit über in Vietnam.

Ohne dort hingelangen zu können.

Wollte ich auch nicht. Es war Krieg dort, die ganze Kindheit durch.

Als der Vietnamkrieg vorbei war, nahm ich auch ein wenig an, dass hier jemand die Kulissen meiner Kindheit nun beiseite stellte.

Für Vietnam, hieß es so manchen Tages, sollten wir Gläser, Flaschen und Altpapier sammeln.

Vietnam brauchte viel Geld, um die Amerikaner zu besiegen, die eingedrungen waren und anschließend, wehe nicht, den Sozialismus aufzubauen. Sie hatten da auch einen landeseigenen weltlichen Weihnachtsmann, wie unser Walterchen. Dort war es Onkel Ho, Ho-Chi-Minh, der aber noch eher als Walterchen starb. Das war das Problem, wenn man Großväter als Leitfiguren hat. Sie halten nicht lange.

Bislang hatten wir Altstoffe auf eigene Kasse gesammelt, wobei ich, zumindest in den frühen Jahren, Boni erwirtschaftete, indem ich meine Schwester friedlich beschiss.

Sie hatte die Wahl, beispielsweise zwischen einem Zwei-Mark- und drei Fünzig-Pfennig-Stücken.

Sie nahm, bis sie irgendwann natürlich hinter den Schwindel kam, immer die zahlreicheren Geldstücke. Was zeigte, dass sie ihrerseits auch nicht auf gerechten Ausgleich aus war. Und doch Opfer.

Das Maskottchen des Altstoffsammelns war über viele Jahre auch ein Großväterchen, das so genannte Rumpelmännchen. Irgendwie war es ein Derivat des Rumpelstilzchens, welches jedoch eines Tages nicht mehr den Anforderungen gerecht wurde, die an sozialistische Maskottchen-Persönlichkeiten gestellt wurden.

Das Rumpelmännchen war ein hutzliger Zwerg, der sich mit einem Sack auf dem Rücken forschen Schrittes aus dem Staub machte. Und nun nach Vietnam.

Natürlich nicht direkt dorthin, sonst müsste man sich die Vietnamesen ja kauern zwischen Türmen aus Gurkengläsern vorstellen.

Vietnamesen kamen mir immerhin äußerst genügsam vor.

Es waren fragile, barfüßige Wesen mit allerdings sperrigen Hüten, mit welchen sie sich den amerikanischen Aggressoren erfolgreich in den Weg stellten.

Ansonsten wateten sie hinter Büffeln durch knietiefe Gewässer, in denen Reis angebaut war.

Mähdrescher und Traktoren, wie sie bei uns Tauschstationen an die Genossenschaftsbauern verliehen, würden im Reissumpf nichts helfen. Ein bisschen zurückbleiben mussten sie wohl immer, unsere vietnamesischen Freunde. Sie besaßen, wie überhaupt die Entwicklungsländer, ein gewisses folkloristisches Rückständigkeits-Abo.

Mit den Groschen aus den Altstoffsammlungen kamen sie offenbar zurecht, die Vietnamesen.

Oder sagte man uns wieder etwas nicht? Beschaffte das Rumpelmännchen womöglich den Vietnamesen von den Einnahmen, die unsere Klasse sammelte, auch manch neues, sowjetisches Maschinengewehr Kalaschnikow, mit dem sie ein weiteres amerikanisches Flugzeug abschießen konnten?

Wir sammelten ja nicht nur Altstoffe für Vietnam, sondern kauften ständig Solidaritätsmarken.

Der Vietnamkrieg begleitete meine gesamte Kindheit als Motivationskulisse und versorgte mich gleichmäßig mit Heldentum und einer amerikakritischen Grundierung.

Solange dieser Krieg im Gange war, konnten die Amis so viel süße Zeichentrickfilme machen, wie sie wollten, man musste sie verfluchen.

Also zogen wir wieder mal los, hoch motiviert (was mich betraf jedenfalls), jedes Marmeladenglas aus unserem Viertel zu quetschen. Dazu brauchte es auch gar nicht so viel Standpunkt, sondern einfach nur sportiven Ehrgeiz.

Notfalls splitteten wir die Einkünfte heimlich in Vietnam- und einbehaltene Kontingente.

Zunächst aber wollte ich dem Rumpelstilzchen den Buckel bis zur Nennlast bepacken, um dem armen Vietnam in seinem ewigen gerechten Kampf beizustehen.

Für dieses Vietnam schrieb ich wie viele andere dichtende Kinder auch Gedichte, aber mir war klar, dass sich die Vietnamesen dafür schon mal gar nichts kaufen können, schon gar kein Maschinengewehr Kalaschnikow.

Später, in einem Zirkel Schreibender, traf ich ein Mädchen, das ausschließlich Vietnamgedichte schrieb, nichts anderes! Eine Vietnamgedichtgeneratorin!

Mir war sie etwas unheimlich, fast so wie die schattenhaften Vietnamesen, wenn sie, wie ich annahm, ausschließlich Reis aßen und geheimnisvoll lächelten, obwohl sie kämpften. Und dabei nicht eines der Vietnamgedichte kannte, die für sie gedichtet wurden.

Schnapsflaschen nahmen wir natürlich auch. Für jede gab es 5 Pfennig! Meine Eltern fanden es auch interessant, anschließend zu erfahren, wo wir wohl die meisten Schnaps- und Weinflaschen bekommen hatten. Wo die fleißigsten Vietnamhelfer wohnten.

Die Wiederverwendung, die Nachhaltigkeit muss heute mühsam agitiert werden. Damals funktionierte sie durch das Entgelt von selbst, welches wiederum attraktiv im Verhältnis zum monatlichen Taschengeld war.

Altstoffjagd war Leistungsgesellschaft im Keimformat. Da hätte man zum Beispiel was lernen können.

Altstoffe waren oft zu schade, zu den Altstoffen zu wandern.

Den Senf zum Beispiel gab es lange in schönen Gläsern, die als Trinkgläser durchaus taugten.

Und als die ersten Gurkengläser mit schraubbarem Deckel aufkamen, als Importwaren aus Polen und Ungarn, wurden sie als eine Art Gratis-Tupperzeug begrüßt und gesammelt.

Doch blieb genug für das Rumpelmännchen.

Der alte Mann in der Kellerfiliale des Sammelnetzes hatte durchaus eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Maskottchen. Aber er war vollkommen humorlos. Wenn man von jemandem sagt, dass er zum Lachen in den Keller geht - dieser Mann WAR bereits im Keller und lachte nie. Mürrisch untersuchte er unsere Beute. Waren vor allem die Zeitungen anständig zusammengeschnürt?

Sie wirkten gebündelt wie geschändet. Zusammengeschnürte Parolen, Bilder der Führenden, die in die Papiermühle geschickt wurden. Das Rumpelmännchen war da völlig emotionslos, das echte im Keller wie das symbolische auf den Schreibheftchen, die es auch als Gabe für das Sammeln gab. Das Rumpelmännchen wurde eines Tages in den Maskottchen-Ruhestand geschickt. Ein kleinbürgerliches Element (aber das ist schon die selbst damals ironisch verwendete Sprache des russischen Stalinismus, nicht unsere) weniger.

Altstoffen wurden später Sekundärrohstoffe genannt, abgekürzt SERO. Mir war völlig klar, dass nichts Spaß machen kann, was mit vier sinnlos wirkenden Großbuchstaben bezeichnet ist. Kinder brauchen immer eine kleine Geschichte. Für ein Monstrum namens SERO hätte ich kein Glas angefasst. Auch stiegen tendenziell die Taschengelder, was dazu führen musste, dass sich die Sache sowieso nicht mehr rechnete, und heute wirft man leere Flaschen für lau in den Container.

Muss froh sein, dass man sie los wird.

Vietnam brauchte sie längst nicht mehr.

Endlich konnten wir mit gutem Gewissen wegschmeißen.

# Geistlich gestört

Durch Rostock-Gehlsdorf, wo wir in den frühen Sechzigern wohnten, spazierten manchmal Gruppen geistig Behinderter aus einem dort befindlichen Heim .

Wir sagten nach damaligem Sprachgebrauch „geistig Gestörte“. Ihnen voran ging eine Ordensschwester. Oder war es eine protestantische Diakonisse?

Das konnte ich nicht unterscheiden.

Es war jedenfalls Kirche. Ich machte da keine Unterschiede. Das waren halt Menschen in irrtümlichen Weltbildern. Altmodische, eng Denkende, geistig zumindest Eingeengte.

Wollen mal sagen: milde geistig gestört.

Kinder brauchen keine Religion als Zuflucht aus der Rationalität. Sie haben sowieso ihre eigene Magie.

Man sagt oft, dass die Entwicklung eines Menschen verkürzt die Stammesentwicklung abbildet.

Kinder leben in einer Welt voller Geister, Dämonen, Engel, böser und lieber Gegenstände. Sie brauchen aber keine höheren (oder tieferen) Wesen, um Trost zu haben, Trost gegen den Tod. Die Welt ist für sie ja doch vor allem ein Freudental. Kinder erkennen Höllen später als Erwachsene, können sich solche selbst aber schon ganz gut bereiten.

Jedenfalls brauchen sie absolut kein dogmatisches System. Die Welt ist auch kein Jammertal, sondern eine Hüpfburg.

Als ich Kind war, wusste ich, wie einmal schon erwähnt, nicht, dass ich getauft war.

Ich erfuhr es erst nach der Wende, als sich die Kirchensteuerstelle in Berlin (West) nach meinem Zuzug mit alttestamentarischer Wucht auf mich stürzte. Rund viertausend Mark Kirchensteuer sollte ich nachzahlen.

Wie bescheiden und demütig waren demgegenüber doch die frommen Begleiterinnen der Behinderten von damals in meinem Gedächtnis verblieben! Nunmehr erlebte ich den Verein als gnadenlose Inkasso-Eintreiber. Ich musste die Gemeinde selber suchen, aus der ich auszutreten hatte, wenn ich dies denn nun mal bei so viel Seelsorge vorhatte.

Es hieß dann in Verlautbarungen, dass die Menschen im Osten nach der Wende scharenweise die Kirche verlassen haben sollen. Da sah man wieder einmal die Macht der Buchhaltung!

Sie machte aus mir ein verlorenes Schaf. Dabei war ich nie in ihrem Stall.

Höchstens als Tourist. Das dumme Schaf ließ sich unter Protest auf einen Vergleich ein und zahlte mehr als zweitausend Mark Kirchensteuer. Nur weil Oma keinen Heidenkinder zum Enkel haben wollte.

Ich habe nicht bemerkt, wie konfessionell gebunden die Kinder in meiner Schulklasse gewesen sind. Vielleicht habe ich mich auch überhaupt zu wenig für sie interessiert. Wären da etwa Erziehungsdefizite als Heidenkind?

Nicht umsonst spricht man aber in Verbindung mit Kindern auch vom „Heidenspaß“. Das Heidenhafte, nicht in festen Vorstellungen Geknebelte ist eine der schönen Gaben, die wir als Kinder mitbekommen.

Und eben die Magie. Nicht nur der Teddybär lebt. Häuser können sprechen, Bäume, Wolken, Steine. „Das hast du nun davon!“, sagte ich der Schere, als ich sie zur Strafe dafür, dass sie mich verletzt hatte, in das dunkelste und hinterste Schrankfach warf. Zur Magie gehört auch, dass man straft und belohnt, dass man ein kleines bisschen Gott ist im Kinderzimmer oder auch nur an der Böschung hinter dem Haus, oder am kleinen Fluss hinter der Eisenbahnbrücke, wo ich mir vorstellte, dass das alles nur für mich allein da war. Und ich allein all dem, was da ist, etwas bedeutete.

Immer noch aber nannte man selbst das auch Spielen.

Mit einem Riesengott jedenfalls konnte ich gar nichts anfangen. Schon gar nichts mit einem ans Kreuz genageltem mageren Mann. Wer macht so etwas? Und musste ich mich daran erinnern, dass Menschen einander so etwas antun, um mich selbst zu bessern?

Man nagelt niemanden irgendwo dran, fertig.

Man quält nicht einmal Frösche und Mäuse, was Klassenkameraden taten, die durchaus, so viel bekam ich mit, in die Christenlehre gingen. Würden sie, wie man das in Filmen sah, vor dem Essen die in Froschblut gebadeten Hände zu dieser Bettelgeste falten, die man Beten nannte?

Ich fragte einen Klassenkameraden danach, was er in der Christenlehre denn so lerne. Viel wusste er nicht zu sagen. Aber genau so gut hätte ich diesen konkreten Jungen fragen können, was er im Fach Mathematik denn so lerne, und ich hätte auch keine große Auskunft erhalten.

Beten vor dem Essen, und wie gesagt, ich kannte das nur aus Filmen, war auch eine besonders perfide Quälerei, weil das Essen kalt wurde. Wie sich die Menschen wieder einmal das Leben verdarben!

„Betet ihr denn nicht zuhause?“, fragt in einem plattdeutschen Witz der Religionslehrer den meist kleinen Fritz genannten Schüler. Der bejaht das eifrig. Und wie das Gebet denn ginge, will der Lehrer wissen. „Denn haut man rin in’t Gewöhl!“, antwortet Fritz.

Wenn es einen Gott gibt, würde ihm, da bin ich sicher, dieses Gebet gefallen.

Aber warum sollte ein Allmächtiger Wert auf Sprüche und Gebäude mit spitzen Dächern legen? In dieser Frage bin ich ratlos kindlich geblieben.

Sich allerdings um die zweifellos schwierigen, anstrengenden „geistig Gestörten“ zu kümmern, zollte mir von Anfang an große Bewunderung ab. Ich habe aus diesem Grund die Bewunderung noch immer gegenüber Nonnen und Mönchen, die sozial wohltätig etwas leisten. Aber warum brauchten sie dazu einen Gott, und seinen Sohn und noch so was mehr?

Gewiss wird Oma nicht gefallen haben, dass ich mir nichts aus biblischen Geschichten machte. Sie wird es vielleicht sogar als einen Teil des Niedergangs der Menschheit empfunden haben, so wie ich heute andere Tendenzen als Niedergang sehe. Trotzdem war sie zärtlich zu mir. Die Taufe hatte ihr genügt. Das Ritual, die Hülle.

Interessant war übrigens das Weltbild meiner frommen Land-Oma in biologischen Angelegenheiten. Sie unterschied streng zwischen Tieren und Viechern wie zwischen Pflanzen und Unkraut. Alles ließ sich in Gut und Böse teilen. Man glaubte auch manchen Aberglauben und dass wer im Dorf hexen würde. Wenn ich Oma erklärte, dass sie rückständig sei, lachten alle Erwachsenen, auch Oma.

Auf großen Familienfesten im Dorf saß der Pfarrer mit am Tisch. Er beachtete mich nicht. Er schien missionarisch völlig losgelassen zu haben und aß nur wenig.

Rückständig, dachte ich, rückständig. Und beeilte mich, mein Portemonnaie zu schütteln, weil der Kuckuck schrie.

# Als die Farben kamen

Ein besonderes Verhältnis hat meine Generation zur Buntheit.

Denn sie kam erst in jener Zeit kraftvoll in die Welt.

Grundsätzlich galt dabei durchgehend für jede Art von Gegenstand: je bunter, desto westlicher.

Doch wurde es auch bei uns in den Sechzigern immer farbiger, und ich war begeistert.

Vor allem die Plaste/Plastik-Werkstoffe erlaubten die Kolorierung des Alltags.

Es gab bunte Trinkbecher, die man fallen lassen konnte, ohne dass sie zerbrachen und man dafür „Ausschimpfe“ bekam. Plaste/Plastik trocknete Tränen!

Es wurde bunter in der Küche und man schwitzte in bunten Kunststoffhemden.

Sogar die Regenschirme wurden bunt, und klein! Den bunten Knirps steckte man Platz sparend in die Tasche und opferte dem Gott des Fortschritts die Nerven, ihn ohne Speichen-Schaden aufgespannt zu bekommen.

Dunkel bis schwarz blieben die alten Leute. Je älter und vor allem je verwitweter, desto schwärzer.

In ihrem Outfit würde man, käme sie heute daher, bei mancher Oma von einst heute

Migrationshintergrund vermuten.

Auch in ihren Geschmacksurteilen. Schon der aufkommende, natürlich bunte Minirock konnte Entrüstung auslösen.

Aber die Buntheit schien nicht aufzuhalten. Das machte mir Freude. Ich begrüßte von ganzem Herzen das Zeitalter des Lichtes und der Farben!

Natürlich ist der Farbeinbruch in den Sechzigern nicht zu vergleichen mit den asiatischen Farbekstasen eines normalen heutigen Geschäftes für Schulbedarf.

Die Farben riefen, aber kreischten noch nicht.

Das neue Farbfernsehen sah ich zum ersten Mal 1969 im Schaufenster des Fachladens für „Radio-Fono-Television RFT“.

Gleisnerisch schimmerte es in die frühe Herbsdunkelheit. Eine kleine Mensentraube betrachtete das so genannte Beratungsmuster eines „Color 20“, entwickelt zu Ehren des 20. Jahrestages der Staatsgründung. Die DDR hatte sich leicht für das System SECAM entschieden, das auch in der Sowjetunion verwendet, jedoch in Frankreich erfunden wurde.

Obwohl es mehr aussah, als sei es in der Sowjetunion erfunden worden.

Es zeigte die Farben so subtil wie man einen russischen Panzer filigran nennen würde.

Als wir unseren ersten Farbfernseher besaßen, es war in den späten Siebzigern, hatte meine schlafwandelnde Schwester nächtens schlafwandelnd einmal alle Knöpfe an diesem Gerät verdreht. Und man konnte jede Farbe einzeln versauen. Es brauchte Stunden sensibler Feinjustierung, um wieder einigermaßen die Gesichtsfarbe der Ansagerin zu tolerieren.

Es erübrigt sich der Hinweis darauf, dass diese Damen ebenfalls abgeschafft wurden, aber nicht, weil sie nicht farbig genug waren, sondern als Tempobremse entlarvt wurden. Gemeinsam mit den Filmabspännen wurden sie aus dem Programmfluss entfernt wie alles, was bremst. Es war eine riesige Vorbereitungsaktion nachfolgender TV-Beiträge zum Thema „Entschleunigung“.

Das Einzige, was im Osten entschieden bunter war als im Westen, waren die Briefmarken. Die Post musste im Westen eine ziemlich graue, phlegmatische Angelegenheit gewesen sein. Oder man hatte für sie keine Farbe mehr übrig.

Aber unsere Sonder-Briefmarken waren riesig und bunt.

Wir hatten eine leidenschaftliche Briefmarkensammlerin zur Mathe-Lehrerin. Ihr

Hauptsammelgebiet war erstaunlicher Weise Westdeutschland, und dort wiederum das Spektrum der so genannten Europamarken. Brachte man ihr da eine mit, legte sie Kreide und Lineal zur Seite und schaute erst einmal, ob sie die Marke dem Kind nicht abtölpeln konnte.

Die Lehrerin stammte noch aus der Zeit, in welcher Frauen in diesem Beruf nicht heiraten durften, und sie erzählte seufzend davon. Nun war sie zu alt, um Kinder zu bekommen, die nach Europamarken ausschwärmen könnten. Ich habe sie sehr gemocht, auch wenn man wenig bei ihr lernte. Oder gerade deswegen?

# Haare

In einem schätzungsweise um 1910 angehaltenen Zeitloch von etwa sechsundzwanzig Quadratmetern Größe hockte der Herrenfrisör, zu welchem man mich regelmäßig schickte. Wenn dieser Herrenfrisör das Rasiermesser, mit dem er meinen Nacken schabte, an einem Lederriemen wetzte, schaute er müde und ausdruckslos über die Halbgardine nach draußen. Mit dem gleichen müden, leeren Blick quittierte er die erste Schneeflocke oder eine Horde Rad schlagender nackter Nonnen. (Letztere erschien freilich nie, wozu auch.) Seine Tristesse und Langeweile nun kopierte der Frisör direkt auf meinen Kopf.

Wenn er mich auf den verwünschten Stuhl gerufen hatte, der ähnlich wie der Zahnarztstuhl eine fatale Ähnlichkeit mit Hinrichtungsmöbeln in Amerika besaß, fragte er stets zuerst, „wie ich es denn gerne hätte“.

Mit der Ausgangs-Haarlänge war aber eigentlich seit Erscheinen der Beatles gar nichts machbar. Doch mit dem Verweis auf die Beatles löste man damals bei Erwachsenen nur schwere Empörungskoliken aus. Meistens sagte ich daher nur verschämt „Nicht zu kurz, bitte.“ Dabei sah mich aus dem Spiegel ein sicherer Verlierer an.

Es war nämlich vollkommen gleichgültig, wie ich es „gerne hätte“. Es kam jedes Mal die gleiche Witzfrisur heraus, die mich wie ein Komparse in einem alten Ufa-Film aussehen ließ, wie sie montagabends immer liefen.

Vor allem verfügte der Frisör über die schreckliche Kunst, einen irreversibel abstehenden Seitenscheitel zu zementieren. Henkelartig stand an einem bleistiftgeraden Scheitel (ich hatte die zynische Wahl zwischen links und rechts) eine steife, vom Glutföhnen ziegelhart gebrannte Haarwelle ab, mit welcher man nur auf diskreten Umwegen nach Hause schleichen mochte. Wie viele Schüsseln kalten und warmen Wassers ich daheim vergebens gegen die Schläfen klatschte, das härene Ungeheuer platt zu weichen!

Es dauerte mehrere Tage, bis ich endlich damit beginnen konnte, aus dem verbliebenen eh viel zu kurzem Haar etwas zu formen, das auf dem Schulhof kein Bäuchehalten der Anderen auslöste.

Wenn ich das dann tatsächlich hinbekommen hatte, musterten mich die Erwachsenen und meinten, dass es Zeit wäre, mich zum Frisör zu schicken.

Der Frisiersalon ist lange verschwunden und damit eine Adresse für Entschädigungsklagen. Ich nehme an, dass alle seine Opfer eine schwere Salonphobie davongetragen haben und lieber mit der Frasiermaschine vor dem heimischen Spiegel alle paar Wochen eine Notfrisur fräsen.

Bin ich Schuld am haarsträubenden Preisverfall, weil die Frisöre mit ihrem Werben auf meine und meinesgleichen ertaubten Scheitel stoßen?

Die Antwort weiß ganz allein der Fön.

# Ein Leben ohne

Einen erheblichen Beitrag zum entschleunigten Lebensgefühl in der Zeit des, wie es hieß, rasanten Fortschritts leistete die telefonische Unerreichbarkeit.

Natürlich gab es Telefone, aber wir und die meisten, die wir kannten, hatten keins zu Hause. Ich weiß gar nicht, ab wann sich meine Eltern überhaupt bemüht hatten, eins zu bekommen. Sich bemühen, etwas zu haben, durfte man immer gern und betrachtete zärtlich seine reifenden Anmeldungen.

Zum Telefonieren gab es mehr oder weniger funktionierende Telefonzellen oder den Nachbarn, wie wir erfuhren, als wir ein Telefon hatten. Ich glaube, einmal saß sogar unsere Nachbarin in unserem Wohnzimmer, weil sie ein wichtiges Telefonat erwartete. Wie ein Möbel, das zu viel ist.

In den Siebzigern konnte ich bereits aus dem Lehrlingswohnheim zuhause anrufen, obwohl das durch ein Vorhängeschloss an der Wählscheibe verhindert war. Der Apparat sollte nur ankommende Anrufe ermöglichen. Lediglich bei einem ausbrechenden Feuer hatten wir die Erlaubnis, das Glasschränkchen mit dem Schlüssel einzuschlagen, wenn die Scheibe nicht schon durch das Feuer gesprungen wäre.

Nun kann man natürlich ein Telefon nicht so einfach sperren vor Lehrlingen, welche Fernmeldetechnik als reguläres Unterrichtsfach haben. Die Telefongabel, das wussten wir, unterbricht den Stromkreis genau so wie es die Wählscheibe tut. Und wenn man die Wahlimpulse mit einem präzisen Rhythmus, wie ein trainierter Schlagzeuger, auf die Gabel klopfte, waren die Schläge ebenso gut brauchbar wie jene aus dem langsam ablaufenden Ziffernrad. Zehn Mal für die Null in etwa anderthalb Sekunden, üben Sie das mal. Ratt-tat-tat-tat-tat-tat-tat-tat-tat-tat. Ach nein, heute gibt es ja nur noch Tastentelefone, und man lernt daher auch keine Telefonnummern mehr auswendig.

Jahre zuvor trachtete ich nicht nach all solchen Fertigkeiten.

Wenn ein telefonloses Kind mit einem anderen telefonlosen Kind spielen wollte, klingelte es einfach an der betreffenden Wohnungstür und fragte, ob das telefonlose Kind zum Spielen raus kommt. Zum Beispiel, um ein Büchsentelefon zu basteln. Oder was man sonst allein nicht spielen kann. Ich konnte ja viel allein spielen und wäre selbst ohne Büchsentelefon glänzend ausgekommen.

Oder man traf sich an einschlägigen Spielplätzen. Ein Telefon war überflüssig und ist dies wahrscheinlich noch heute. Wir würden viel mehr Menschen treffen, wenn wir sie telefonisch nicht erreichten.

Allerdings gehörte es damals zu den gängigen Vorstellungen über das Leben in der Zukunft, dass die Menschen sich beim Telefonieren sehen. Das Telefon mit Video-Übertragung durfte in keinem Weltraumfilm fehlen. Diese Filme hießen utopische Filme, was genau so unzutreffend war wie die heutige Bezeichnung als „science fiction“.

Merkwürdigerweise bestand trotz aller Faszination nicht das geringste Bedürfnis nach einem Bildtelefon. Es war in etwa so wie heute die immer wiederkehrende Vision eines Kühlschranks, der automatisch nachbestellt, was alle ist. Wird auch auf jeder einschlägigen Messe vorgestellt, ohne dass das jemand ernsthaft will.

Nun gut, das Bildtelefon ist in Gestalt diverser Apps Wirklichkeit geworden und wird auch viel genutzt. Als zusätzliche Fähigkeit eines Computers oder Smartphones. In einem Raumschiff eines utopischen Films mussten die Kosmonauten immer erst an einen großen Röhrenfernseher treten und laut „Bitte kommen!“ rufen.

Telefon und Internet erzeugen heute einen Zustand ständig bereitstehender Ablenkung, der uns nicht mehr die Tristesse früherer Sonntage empfinden lässt, sondern eine andere.

Die Leere war damals ein vertrauter Zustand.

Er befahl einen schon bevorzugt an Sonntagen, noch dazu an solchen, an denen es den ganzen Tag regnete und man versonnen den Gerinnseln auf der Fensterscheibe zusah. Vielleicht würde ich ein Gedicht schreiben oder mit Schwester und Eltern Mensch-Ärger-Dich-Nicht spielen. Fernsehen nur,

wenn auch was Anregendes käme, was bei den wenigen Programmen immerhin häufiger zu erfolgen schien als heute bei siebzig Kanälen.

Menschen fand man jedenfalls nur, indem man auf sie in der räumlichen Welt zuing. Wer nicht da war, war eben nicht da.

„Du kannst Opa mal wieder einen Brief schreiben“, hieß es, wenn ich zulange herumhing.

„Es ist immerhin dein Opa.“

Es war sehr anstrengend, solche Briefe zu verfassen. Sie sollten einander schließlich nicht all zu penetrant ähneln. Außerdem war daran zu denken, dass Geschriebenes definitiv auch dastand.

Dieses ewige Korrigieren wie am PC ging nicht. Manchmal musste ich alles noch einmal schreiben, weil der dämliche „Pionier“- Füllfederhalter gekleckst hatte.

Kugelschreiber galten als dekadent. Unser Lehrer behauptete, dass wir uns die Handschrift damit versauen. Natürlich sagte er nicht „versauen“.

Schularbeiten korrigierte er dennoch mit einem farbigen - Kugelschreiber. So einen, wie ihn mein Vater besaß. Drei verschiedene Farbminen konnte man mit Schiebern mittels Daumennagel herausziehen. So ein Ding wollte ich gern haben.

Aber auch das schrieb ich Opa nicht.

Dass die Briefe steif und gezwungen waren, hätten die Erwachsenen bemerken müssen. Sicher haben sie das auch bemerkt und vielleicht nur daran gedacht, dass sie es selbst auch nicht anders hatten. Es gab offenkundig eine stillschweigende Übereinkunft, Fälschungen und Täuschungen geflissentlich zu übersehen.

Seinen finstersten Ausdruck fand diese Täuschungsduldung in der Fälschung von Hausaufgaben im höheren Interesse eines stabilisierten Notendurchschnitts.

In Zeichnen zum Beispiel gab es in der ersten Klasse Hausaufgaben, die darauf zielten, die Fantasie der Kinder zu domestizieren. Wir mussten zum Beispiel Bäume im Herbstlaub malen, nur weil Herbst war und es uns irgendwie künstlerisch beflügeln und ertüchtigen würde, wenn wir malen, was die Lehrerin vorgibt.

Ich war schlecht in diesem Fach, und meine Bäume sahen wie nachträgliche Retuschen zu expressionistischen Stummfilmen aus. Die Baumstümpfe viel zu breit. Das Laub suppte verlaufen von den kurzen Ästen.

Nach den vergeblichen elterlichen Ermahnungen, es einfach „ordentlich“ zu machen, von Tränen und Wutausbrüchen absolut adäquat erwidert, setzte sich auch dieses Mal mein Vater hin und malte akkurat gepflanzte Herbstbäume mit artig konfiguriertem Laub. So, wie er später auch eine geometrisch ausgezirkelte Standuhr zeichnete, welche mir das Prädikat „1, eine feine Arbeit!“ einbrachte.

Jeder Mensch hätte sofort sehen müssen, dass diese Bilder ein Erwachsener gefertigt hat. Ich konnte mir schon damals nicht vorstellen, dass die Lehrerin mir solcherlei erwachsenenernste Akkuratess zutraute.

Jedenfalls führte solcherart musische Erziehung zur verfestigten Anschauung, dass Betrug bisweilen erwünscht ist.

War dies nicht doch eine gute Schule fürs Leben?

So oft ich im späteren Leben mit Ehrlichkeit aneckte, so oft benutzte ich ganz selbstverständlich auch die Lüge und die Täuschung, um gut Wetter zu haben.

Aus heutiger Sicht gefällt mir dieses Verbogensein gar nicht. Aber ich bin ja nun fast gelebt, und immerhin habe ich es geschafft, das freimütig mitzuteilen.

Und war es systemrelevant? Ich habe zumindest Zweifel.

Ehrlichkeit gehört zu den Tugenden, die weit öfter beschworen als wirklich verlangt werden. Dies gilt ganz sicher bis heute. Dass dies gern bestritten wird, ist nur eine weitere einvernehmliche Täuschung.

Das Kind trifft noch keine harten, bitteren Wertungen. Es lernt nur, wie der Hase läuft.

Die viele Zeit, die zum Denken bleibt in einer Zeit ohne Ablenkungen, verwendete ich lieber zu möglichst Nutzlosem.

Und erzählte nichts davon.

# Schweiß

Als ich eitel genug war, die Mode zu beachten, lief diese leider gerade etwas aus dem Ruder. In den Siebzigern nahmen die Schlaghosen psychedelische Kegelmaße an und die Menschen fielen in einen Farben- und Musterrausch, der ästhetisch durch nichts zu rechtfertigen war. In den Achtzigern ebte das dann in hilflosen Pastelltönen und klebrigen Zuckerwattefrisuren ab. Kurz zuvor, in den frühen Sechzigern, war das Mode-Design ein ganz Hervorragendes. Noch heute bestaune ich es auf den alten Fotos. Selbst die immer etwas schaumgebremste DDR-Bekleidungsindustrie hielt mit – und länger durch. Die Schlaghosen, die im Westen begannen, aus den Jungs schmalbrüstige Glockenstühle zu machen, benötigten etwas Zeit, bis sie Gegenstand des so genannten Versorgungsauftrages wurden, der für jeden Volkseigenen Betrieb formuliert wurde. Man stellte nicht einfach her, was die Leute wollten.

Alles wollte zunächst mit eisgekühlter Vernunft betrachtet, durchgerechnet und auf ideologische Spätfolgen hin untersucht werden. Die Frage, ob es gesunde Bedürfnisse sind, die im Volke gärten, war um so schwerer zu beantworten, weil auch wirklich jede verdammte Mode aus dem faulenden Kapitalismus herüberwehte und die schönste Fließbandroutine über den Haufen warf. Sollten sich rasch wandelnde Moden den Ostblock möglicherweise durch permanente Überforderung zerrütten?

Ohne das Vorturnen westlicher Mannequins (wie die Models einmal hießen) hätte der Sozialismus von Ewigkeit zu Ewigkeit mehr oder minder die gleichen Gewänder geschneidert.

Designmäßig wäre das, wie bereits angedeutet, sehr klug gewesen, in den Sechzigern anzuhalten. Aber das zappelige Volk, zu dem ich gehörte, wollte unbedingt auch ein bisschen dekadent sein. Das Mitläufertum, sonst so erwünscht, zeigte sich hier auf fatal globaler Ebene.

Ein Verhängnis ereilte dabei die sich Kleidenden in Ost und West gleichermaßen: der Angriff der Chemiefasern.

Hinter Nylon und dem Ost-Äquivalent Dederon wurden plötzlich Achselhöhlen versiegelt. Die Schweißdrüsen, seit Jahrtausenden nicht ernstlich belastigt, fanden sich plötzlich in der Isolationshaft körperenger Kunststoffhemden.

Schnell warf die Chemie neuartige Deodorant-Sprays hinterher, die alles noch schlimmer machten. Unsere braven, alten Schweißdrüsen flipperten nun völlig aus und entfalteten bakterielle Biotope, deren Treibhausgase, da sie wegen Rollkragen nicht einmal oben entweichen konnten, in den Fasern ihr eigenes Duftkonzept umsetzten.

Da man in diesem Zeitalter auch allgemein schneller tanzte, steigerte sich die Schweißdrüsenaktivität so stark wie seit dem Aufkommen des Wiener Walzers nicht mehr. Alle fünf, sechs Tänze, und das war auch in der Schuldisko so, wurde eng getanzt und die Dufternte eingefahren. Es gab so manche Kuschennummer (schon vor der Pubertät getanzt!), bei der sich beide Partner zu Recht vor der Annäherung fürchten mussten.

Tanzte ich, in der Dämmerung meines schwulen Coming Outs überhaupt gern mit den Mädchen? Ich redete mir lange ein, es mit ihnen zumindest versuchen zu sollen. Heterosexuelle Propaganda. Aber im Geschlechtlichen richtet Propaganda gar nichts aus, außer, dass sie im schlimmsten Fall, wie immer, unglücklich macht.

Seit meiner Kinderzeit ist das Denken darüber, stehengeblieben.

Immer wieder erneuert sich die paranoide Annahme, dass Menschen in ihrer sexuellen Orientierung „negativ“ beeinflusst werden könnten.

Es ist genau so dämlich und auch ein ähnliches Denkschema wie damals die Illusion, den „Neuen Menschen“ hervorzubringen. Ingenieur der Seele zu sein, oder sich, wie lächerlicher Weise heute, vor schwulen Seelenklempnern zu fürchten, nur weil die Kinder über die Existenz und Normalität des Andersseins informiert werden.

Der Mensch möchte immer noch, dass alle gleich sind. Er lernt so schlecht.

In der Mode bereitet der Drang, gleich zu sein, wenigstens anderen keinen Schmerz.

Enge Hosen zum Beispiel könnte man als symbolhaft bezeichnen für die Verengung als Merkmal einer Epoche.

Flussauen wurden begradigt, auf den Autobahnen bildeten sich, zunächst im Westen, die ersten Staus. Die geistig-moralische Enge der Fünfziger, die sich zu lösen begann, verwandelte sich in eine Enge auf Straßen und in Klamotten.

Bemerkenswertestes Jungskleidungsstück der ganz frühen Kindheitsjahre war die kurzbeinige Lederhose.

Sie hatte natürlich für jedes Modebewusstsein etwas elementar Zerrüttendes, denn nach einigem Tragen war sie nichts weiter als ein speckig-mistfarben-wurstiges Unding.

Sie empfahl sich, weil sie klaglos allen Freizeitvergnügungen gewachsen war.

Sonderlich gern getragen habe ich die Lederhose nicht, denn mir war schon klar, dass ich mit ihr eigentlich gar nicht angezogen war.

Ich hatte auch nur eine einzige, und mir ist schleierhaft, wie sie gereinigt wurde. Wahrscheinlich gar nicht. Nur gelüftet. Nein, sicher wurde sie gewaschen. Was aber hatte ich an, wenn ich sie nicht anhatte, weil sie in der Wäsche war? Sie wurde nicht gewaschen, stimmt's?

Es existierten damals auch Hosen aus dem wenig anziehend klingenden Material namens „Popeline“. Es gab „die gute Popelinhose“, das habe ich noch im Ohr. Vielleicht gibt es sie auch noch, aber man bezeichnet sie netter.

Es gab jedenfalls für mich als Knirps nur Hosen, die geschont werden mussten und welche zum Toben und beide sahen nicht so toll aus.

Es ist kein Wunder, dass unsere Beine nur darauf warteten, in ganz neuartige Hüllen zu steigen. Dabei waren die Jeans, auf die sich eine gewisse Gier bald fokussierte, schon eine Weile da. Sie hießen „Niethosen“ und waren mir zunächst genauso gleichgültig wie alle anderen Beinkleider. Interessant wurden sie erst, als man sie Jeans nannte, Blue Jeans.

Mangels Westverwandtschaft blieb es lange bei der puren Interessantheit. Die im eigenen Land gefertigten verwandten Produkte nannte ich weiterhin unverdrossen Niethosen, denn sie saßen so am Körper, als sei ich selbst die Niete.

Es dämmerte etwas Neuartiges herauf: Markenbewusstsein. Aus damaliger Sicht eine echt Bewusstseinsschwäche, denn reifes Bewusstsein wäre über plattes Konsumdenken erhaben gewesen.

Aber durch gewisse Klamottenmarken identifizierte sich der Träger mit einer Gruppe.

Markenbewusstsein war also nichts weiter als transformiertes Klassenbewusstsein.

Das Zurückhaltende des Sechziger-Outfits passte im Übrigen gut zum allgemeinen Zurückhalten der Menschen. Und zur Sparsamkeit. Wie viele laufende Tuchmeter allein der Minirock eingespart hat, und wie viel kostenlose Lebensfreude bot er den Zeitgenossen!

Schlichtheit ist schön. War immer schön. Wird wieder als schön empfunden werden. Aber sicher bin ich mir nicht.

# Der Mensch als solcher

Schon viele Buchseiten und nichts Obszönes. Der Misserfolg des Buches ist vorgezeichnet. Na gut.

Nacktes Menschenfleisch zu sehen zu bekommen, war in meiner Kindheit einerseits ganz einfach, weil es viele FKK-Strände gab. Andererseits hatte Nacktheit trotzdem ein viel größeres Schampotenzial. Alles offenbar nur eine Frage der Beschreibung. Hier bitte nackt, hier auf keinen Fall.

Gewiss waren Ende der Sechziger die Zeiten schon einmal pröder, aber Nacktheit war bei aller Bewegung, die in das Thema kam, immer noch etwas sehr Aufregendes und Unverschämtes. Natürlich hat man als Kind noch eher die Sorge, genug Bonbons und Kuchen abzukriegen, bevor Nacktheit interessiert.

Es gab die Doktorspielchen, harmlos wie nur denkbar.

Es ist Blödsinn, Kindern körperliche Neugier abzusprechen oder das unterdrücken zu müssen. Es ist ja noch eine ganze Weile frei vom Sexuellen, das sich erst heran robbt in der Pubertät, der Zeit des großen Schwitzens, wie wir schon erfahren haben.

Im Bücherschrank zuhause stand das „Große Wörterbuch der Medizin“, in welchem ich irgendwann vordergründig nach Nacktheiten suchte, mögen sie auch von Leiden befallen sein, wie es so einem Lehrwerk nun einmal zusteht.

Die Ausbeute war mager. Stattdessen kam man aus dem Wundern nicht heraus, wie viel bizarre und scheußliche Krankheiten es gab, vor allem Hautkrankheiten, aber auch Wurmbefall und Koterbrechen. Und Onanie.

Da bekam ich schon mal einen Schreck.

Im milden Stadium ging, las ich, so etwas noch durch. Aber die Besessenheit lauerte. Eindeutig als krankhaft wurde Homosexualität bezeichnet. Man kann sich heute nicht mehr die Tiefe der Schrecken vorstellen, als lebenslustiger Neuerdenbürger solche Verdammnis in Aussicht gestellt zu bekommen. Wie viel Angst und Schrecken hat dieser kleine Lexikoneintrag mir zugefügt, und wie dankbar wäre ich für ein aufklärendes Wort in der Schule gewesen! Wer das Wort „Kindeswohl“ in den Mund nimmt, sollte daran denken, wie schrecklich es sich unter dem Mantel der Ächtung dessen lebt, das das Kind aufsteigen und sich abklären fühlt, wenn es in die Pubertät kommt. Wie viel Qual mit mir hätte mir erspart sein können!

Es fand sich im Wörterbuch keinerlei Begründung dafür, dass Homosexualität eine Krankheit war. Es war ein Urteil, eines, das ich mir eben selbst aus dem Bücherregal gezupft hatte. Es war unvorstellbar, darüber mit den Eltern zu sprechen. Das „Große Wörterbuch der Medizin“ stand fortan wie ein böser Gott im Regal.

Allein aus gruppenspezifischer Anpassung, aber auch überhaupt war die Nacktheit der Mädchen durchaus interessant. Anschauen, wie gesagt, kann man sich alles einmal.

Auch wie das bei denen da im Schritt alles zusammenkam, war mir irgendwie unklar und die Sichtung wert.

Doch war die Anschauung nur durch gewisse Übertretungen zu erzielen. Versuchen etwa, sich gegenseitig an das Fenster der Mädchen-Umkleide zu heben.

Wenn man Glück hatte, konnte man gelegentlich im Fernsehen nackte Menschen sehen, so weit sie Eingeborene in fernen Ländern waren. Sie trugen höchstens einen verwackelten Lendenschurz und fielen aus irgendeinem Grund nicht unter das sonstige Keuschheitsgebot des Filmwesens. Je tiefer im Urwald und wilder im Gebaren, desto nackter durften die Menschen im Fernsehen gezeigt werden. Beinahe schien es, als sei die Nacktheit der Menschen weißer Hautfarbe etwas wesentlich Unerhörteres als die Nacktheit schokobrauner Hintern, ergo der weiße Mensch ein diskreter zu betrachtender als der Wilde, Dunkelfarbige.

Sehr verstörend war ein Foto in einem Buch über ferne Kulturen, das ein, zwei Meter neben dem Medizinwörterbuch meiner harnte und auf welchem irgendwelche Eingeborenen einen nackten Jüngling einer Gottheit zu opfern gedachten. Jedenfalls laut Bildkommentar. Ich stellte mir vor, wie

ich diesen schönen, schlanken Körper der Klauen der fiesen Priester entwand, um ihn – zu berühren.

Einsamer, als mit dieser Fantasie, konnte man damals nicht sein.

# Flirt mit dem Rausch

Alkohol ist der verlässlichste aller falschen Freunde.

Und er war mehr oder weniger die einzige erreichbare Droge damals. Wenn es aber von jemandem hieß, er sei „süchtig“, dann meinte man eine Abhängigkeit von so Sachen wie Morphin, erworben vielleicht im Krieg oder im Verlauf einer Krankheit.

Alkoholabhängigkeit galt weniger als eine Sucht als ein Scheitern vor einem Stoff, an welchem alle hingen.

„Der hat sich tot gesoffen,“ hieß es lapidar.

Da ist auch wieder die schizophrene Bipolarität meines besseren Deutschlands und ein Obwohl-Satz dazu.

Obwohl man doch eigentlich Angst davor haben sollte, im Suff Unbedachtes zu sagen, ließ man sich auch bei Betriebsvergnügen hemmungslos gehen. Nichts mit dem Nippen an Stehtischchen.

Volle Kanne! Dafür, mal beschwipst zu sein, musste sich niemand schämen.

Am nächsten Tag konnte man es meist ruhig angehen lassen, so ruhig wie alle Tage.

Ach, kennt die heranwachsende berufstätige Bevölkerung überhaupt das Wort

„Betriebsvergnügen“?

Dazu gleich noch ein Obwohl-Satz: obwohl eine Diktatur allgemein als freudlos gilt, wurde immerzu gefeiert.

Es gab Weihnachts-, Frauentags-, Republikgeburtstags- und viele andere Festeränkchen.

Dazwischen private Anlässe, das Bier nach Feierabend oder gleich in der Kantine.

Besonders viel wurde in der Armee gesoffen, denn dort war es verboten.

Alkohol war auch niemals knapp.

Wir lebten schließlich im Besatzungsgebiet einer bedeutenden Alkoholikernation.

Die meiste Zeit in diesem Buch war ich ein kleiner Junge, der es merkwürdig fand, dass die Erwachsenen „das Glas erheben“. Es ging doch nur um die Strecke bis zum Mund!

Auch das Wort vom „guten Tropfen“ stand doch in ziemlichem Missverhältnis zu den eingeflößten Mengen.

Die Erwachsenen veränderten ihr Verhalten, nachdem sie Alkohol getrunken hatten, auf eine eher bemitleidenswerte Weise. Sie schwankten beim Gehen und konnten nicht mehr so gut reden. Dies alles führte dazu, dass man als Kind den Abstand nicht mehr so spürte. Ich fragte mich allerdings, ob ich jemals den Wunsch verspüren würde, selbst in den doch recht lächerlichen Zustand des Betrunkenseins zu geraten.

Es stand aber völlig fest, dass ich es ausprobieren würde.

Am Grad der Teilnahme am Alkoholkonsum ließ sich auch das Erwachsensein ablesen.

Spätestens die sozialistische Jugendweihe galt als eine Aufnahme „in den Kreis der Erwachsenen“.

Da war es absolut logisch, zu dieser Initiation Alkohol einzunehmen, den Stoff des Erwachsenseins!

Schon deshalb fieberte ich diesem Datum entgegen. Ich dürfte, wie auf Nachfrage bestätigt wurde, etwas Wein zum Essen trinken. Es würde also sehr aufregend werden, wenngleich man als frisch aufgenommener Erwachsener sicher nicht gleich volltrunken in den Büschen liegen dürfte.

Und ganz offenbar erfüllte der Alkohol eine willkommene Betäubungs- und Ablenkungsfunktion.

Es war eine Frage der Zeit, bis ich mit diesem Lebenselixier tiefere Bekanntschaft schloss.

Mein erstes Bier, ach nein, meine ersten Biere mit erstem kräftigen Handschlag des besten aller falschen Freunde trank ich schon ein Jahr nach der nur äußerst mäßig weinseeligen Jugendweihe gelegentlich der Arbeiterfestspiele in meiner Heimatstadt Schwerin im Jahre 1972.

Ich befand mich im meiner damaligen Meinung nach angemessenen Alter von 15 Jahren.

Und doch war es nicht geplant, ergab es sich am Rande eines Großereignisses

Als aus allen Teilen des Landes Laienensembles in Schwerin zusammenströmten, um ihren wahnsinnigen Leistungsstand zu demonstrieren, war ich bereits den ganzen Tag bis gegen fünf am Nachmittag unterwegs gewesen, von Bühne zu Bühne.

Hätte ich damals das Wort gekannt, würde ich sagen, ich zappte. Mehr und mehr war mir beim Betrachten der Laienensembles aufgegangen, dass Professionalität doch auch ihren Wert hat.

Vor allem fiel mir, man verzeihe die Abschweifung, auf, dass Laien besonders jeder Anflug von Laszivität missglückt. Etliche Show-Tanzdarbietungen mühten sich um eine erotische Note. Aber in den Probenräumen eines Bitterfelder Chemiebetriebes mag wohl nicht die rechte Stimmung aufkommen, und die Laienschneiderinnen hatten für sinnliche Trikotagen nicht die richtigen erotischen Schnittmusterbögen, und dann wurde der Cha-Cha nun auch noch vor Transparenten und Fahnen getanzt, also das haute nicht recht hin.

Nach langem Bühnen-Zapping beschloss ich, ich in der Küche eines größeren Restaurants einen Klassenkameraden zu besuchen, der dort aushilfsweise Teller wusch, denn es war natürlich viel mehr los als sonst und man konnte sich was verdienen.

Es war übrigens der gleiche Klassenkamerad, mit welchem ich vor Jahren, der Leser erinnert sich, Schneebälle versucht hatte, in Dampflokomotiven zu werfen.

„Willst’n Bier?“, fragte er mich nebenher, und weil ich dergleichen noch nie gekostet und, wie gesagt, durchaus den stillen Plan im Herzen trug, den Zustand der Trunkenheit zu studieren, willigte ich ein.

„Du kannst so viel zapfen, wie du willst?“, fragte ich erschrocken.

„Klar, fällt gar nicht auf.“

Jedenfalls nicht so viel, wie ich alsbald auffiel.

Nun war Alkohol grundsätzlich damals in der gesellschaftlichen Wahrnehmung vor allem Gegenstand fröhlichen Scherzes.

Fernseh-Conferenciers gaben gern den besoffenen Ehemann, auf den die Frau zuhause grollend wartet.

In den Kaufhallen stand Alkohol in exponierter Weise aus und hatte nicht selten Regale des Mangels aushilfsweise zu füllen. Trinken war einfach keine Schande, so wenig, wie nackt zu baden. Letzteres fiel sicher leichter nach Ersterem.

Ein, zwei Mal hatten wir wohl nachgezapft.

Fiel ja nicht auf.

Ich fand, als ich aus dem Gaststättenkeller wieder herauf stieg und mich in Richtung Freilichtbühne zu halten versuchte, zunächst einmal, dass die Laienensembles auf einmal doch viel besser drauf waren.

Alles unter mir und um mich herum und in mir drinnen schaukelte herrlich, wenn auch etwas irritierend.

Ich sorgte mich, wahrscheinlich zu Recht, darum, dass die Umwelt meinen leicht angetrunkenen Zustand wahrnehmen könnte.

„Das also macht der Alkohol“, sagte ich mir eins ums andere Mal, während ich die neuartigen Navigationsbedingungen erforschte und allerdings auch feststellen musste, dass der Zustand sanft unangenehmer wurde, je länger der Trunk zurückreichte.

Eine Unzufriedenheit über das duselige Gewaber stellte sich ein.

Der Magen schien sich mit Absichten des Retourversandes zu beschäftigen, und sicher roch ich aus dem Mund, was mich die Heimkehr nach Hause zwingend hinauszögern ließ. Geduldig ließ ich mir noch weitere immer großartigere Laienensemble-Auftritte angedeihen, was die Magensituation aber nicht verbesserte.

Schließlich übergab ich mich gleich am Wegesrand. Leute rümpften die Nase, wenn auch vor allem innerlich. Mir war besser. Oder nicht? Keine Ahnung.

„Trotzdem prima Sache, dieser Alkohol“, dachte ich trotz der mangelhaften Verdauung. Es war ein undefinierbarer Schleier des Glücks, der mich umgab, der Verachtung für die Naserümpfenden.

Die vielen Ängste waren weg, Ängste vor der Schule, dem Medizinischen Wörterbuch, dem tiefen Wasser, was auch immer.

Glück hatte ich an jenem Arbeiterfestspieltag, dass mich keinerlei Ordnungshüter im bierseligen Zustand erwischten. Möglicherweise hätten sie mich mitgenommen und irgendeine Aussprache angezettelt, mit den Eltern. Grund sich zu besaufen.

Ich setzte mich.

Hörte, wie blechern estradenhaft es aus Tonsäulen schmetterten.

Ein Ensemble der sowjetischen Armee wahrscheinlich. Die Amateurfestspiele unterstrichen kontrastreich deren Professionalität.

Alles tanzte nun um mich.

Die Laienensembles, die Bäume, sogar die Stehenden tanzten.

Ich sah in ihnen auf einmal das besorgte Gesicht meines verehrten Klassenlehrers, den wir aber in den letzten beiden Schuljahren nicht mehr hatten.

„Was hast du vor?“, schien er zu fragen.

Ich hatte viel vor. Aufzustehen zum Beispiel, irgendwie nach Hause zu kommen.

Kopfschüttelnd spazierten an jenem späten Sonnabendnachmittag vielleicht, wer weiß, gut möglich, auch die glücklosen Entwickler des 3D-Geschichtsbetrachters aus dem VEB

Geschichtsstoffverarbeitung „Samuel Pepys“ vorbei, eingeladen zu den Arbeiterfestspielen, weil sie wenigstens einen flotten, russischen Kasatschok tanzen konnten. Wenn sie sonst schon nichts auf die Reihe brachten.

„Es gibt nicht mehr als drei Raumdimensionen, mein Freund,“ wird einer zu mir gesagt haben, „Du kannst die bestehenden nur drehen und tanzen lassen, aber mehr Tiefe ist nicht zu gewinnen. Mehr kann man wirklich nicht tun. Schalte jetzt erst einmal ab.“

Ich schüttelte mich, stand auf und ging meinen weiteren Verhängnissen schwankend, aber schon einigermaßen erfahren darin, entgegen.

\*\*\*